

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 6 (1941-1942)

Buchbesprechung: Comptes rendus = Besprechungen = Recension

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE

INHALT

SOMMARIO

F. ZOPFI, *Die Namen der glarnerischen Gemeinden* (K. Huber), p. 233. — H. BAUMGARTNER, *Stadtmundart, Stadt- und Landmundart* (R. Hotzenköcherle), p. 242. — I. MÜLLER, *Disentiser Klostersgeschichte* (A. Schorta), p. 250. — W. MÖRGELI, *Die Terminologie des Joches und seiner Teile* (A. Schorta), p. 252. — W. HÖRZ, *Die Schnecke in Sprache und Volkstum der Romanen* (J. J.), p. 255. — W. BRINKMANN, *Bienenstock und Bienenstand in den romanischen Ländern* (J. J.), p. 258. — *Le Roman du Comte de Poitiers* (G. Tilander), p. 261. — P. RIST, *Les Joies Nostre Dame des Guillaume le Clerc de Normandie* (A. Långfors), p. 275. — G. ET R. LEBIDOIS, *Syntaxe du français moderne* (L. Spitzer), p. 276. — MÉLANGES A. DURAFFOUR, *Hommage offert par ses amis et ses élèves, 4 juin 1939* (A. Duraffour), p. 297. — A. DURAFFOUR, *Lexique Palois-Français du Parler de Vaux-en-Bugey (Ain) (1919-1940)* (J. J.), p. 312. — B. MIGLIORINI, *La Lingua nazionale, avviamento allo studio della grammatica e del lessico italiano per la scuola media* (L. Kaupp), p. 319. — R. ROEDEL, *Lingua ed elocuzione, Esercizi di stilistica italiana* (E. Werder), p. 324. — G. DEVOTO, *Storia della Lingua di Roma* (B. A. Terracini), p. 328. — G. MALAGOLI, *Vocabolario pisano* (J. J.), p. 344. — C. AZIMONTI, *Linguaggio busticcolto* (J. J.), p. 346. — L. GÁLDI, *Les mots d'origine néo-grecque en roumain à l'époque des Phanariotes* (D. Macrea), p. 347. — M. L. WAGNER, *Historische Lautlehre des Sardischen* (J. J.), p. 349. — M. GRISCH, *Die Mundart von Surmeir (Ober- und Unterhalbstein)* (A. Schorta), p. 353.

F. ZOPFI, *Die Namen der glarnerischen Gemeinden. Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus*, 50. Heft. Glarus 1941.

In dieser sorgfältigen und ausgezeichnet dokumentierten Untersuchung leistet der Verfasser einen wertvollen Beitrag zur Frage

der germanisch-romanischen Berührung in den Alpen. Bei der Gründlichkeit dieses Aufsatzes bedauert man eigentlich, daß der Verfasser mit der Veröffentlichung nicht noch einige Jahre zugewartet hat, um uns dann eine vollständige Sammlung und Darstellung der Ortsnamen des Landes Glarus zu schenken. Viele Probleme hätten dadurch vielleicht ihre endgültige Lösung gefunden.

Das vorromanische Element wird mit anerkennenswerter Zurückhaltung gesichtet. An bekannten sprachlichen 'Leitfossilien' erscheinen lig. -ASCA in dem fünfmal vorkommenden ON *Abläsch* < ABILASCA; vorkeltisch BLES- in den ON *plæÿs*, *pläšštök* (Elm).

Die Betrachtung der keltischen ON schließt im allgemeinen den von Hubschmied meisterhaft entwickelten Begriffsreihen an (VRom. 3, 48-155). Besprochen werden die Namen *Linth*, *Limmern*, *Märch*, *Bunigel* < gall. *BUNNICULO zu gall. BUNDA: 'Boden'; ferner die rom. ON *Durnach-Turnagel* < TORNACULU, *Fätschbach* < FASCIA, *Pantenbrugg* < PONTE.

Anschließend werden an Hand eines reichen Vergleichsmaterials aus dem Flurnamenschatz die Gemeindenamen in ihrer geographischen Reihenfolge besprochen, wobei stets auch die Namen der umliegenden Weiler berücksichtigt werden. Besonderes Interesse beanspruchen die Ausführungen über den ON-Typus *Guften* (wo der Autor zu einer sehr interessanten Auseinandersetzung mit Scheuermeier (*Einige Bezeichnungen für den Begriff Höhle*, ZRPh.Beih. 69, 94-105) kommt, ferner die mit ORA- gebildeten ON *Ohren*, *Allenoren*, *Malor*; *Mollis*, das *Zopfi* zu MOLLIA stellt (?), *Durschen*, *Glarus*, *Horgenberg-Horlauri*, *Schorz*, *Gipplen*, *Rüti-Rauti*, *Krauch*.

Im vierten Abschnitt bespricht Zopfi p. 59 teils nur urkundlich überlieferte ON auf -ingen und kommt zu dem m. E. richtigen Schluß, daß dieselben im Alpengebiet hauptsächlich den begrenzten gerodeten Bezirk um den Hof eines Siedlers bezeichnen.

An Hand der ON versucht der Verfasser die Germanisierung zu datieren. Da nebeneinander ON erscheinen, die die hd. Lautverschiebung mitgemacht haben (CRAP > *Chärpf*, CUMBA > *Chummen*), solche, die nach der Lautverschiebung übernommen wurden (CUMBA > *Gummen*) und solche, die bereits einen rätoromanischen Lautwandel mitgemacht haben (NOVALIAS > *NAVALIAS > *Näfels*) versetzt Zopfi die Germanisierung in die Zeit vom 6.-11. Jh.

P. 79 werden noch eine Reihe weiterer romanischer ON besprochen, darunter *Frittern*, *Fiselen*, *Munprecha* (13. Jh.), *Matzenstock*. Z. nimmt an, daß die Romanisierung des Glarnerlandes im 3. Jh. begonnen habe.

P. 80-88 versucht der Verfasser die Frage der Germanisierung an Hand der geschichtlichen Quellen zu beantworten. Er bringt

dieselbe in Zusammenhang mit der Besiedlungspolitik im ostgotischen Reiche Theodorichs. Nach Zopfi ist die erste Besiedlung auf eine Art Militärkolonie zum Schutze der Verkehrswege zurückzuführen, lange bevor die alamannische Landnahme diese südliche Grenze erreicht hatte. Erst im 8.–11. Jh. dürfte dann durch das Vordringen der germanischen Bevölkerung von N und W das Gebiet von Gaster und March endgültig dem deutschen Sprachraum einverleibt worden sein. Aus dem Nebeneinander von alamannischen Zentren und rätoalamannischen Mischzonen hat ja, wie von Zopfi neuerdings bestätigt worden ist, die Doppelvertretung von germ. *k* im Glarnerndialekt als velare Spirans (*maxxə*, *xind*) und als reine Fortis (*stekka*, *winkəl*) ihre Erklärung gefunden.

Ein sehr übersichtlicher und genauer Index, ein Sachregister und zwei Karten beschließen diese in jeder Hinsicht erfreuliche Publikation.

Es sei dem Referenten gestattet, zu einigen Detailfragen Stellung zu nehmen:

p. 3: Zopfi erklärt *Mürtschenstock* aus glarn. *mürč*: faul. Diese lautlich und semantisch einwandfreie Deutung ist wohl dem Erklärungsversuch von Hubschmied (*VRom.* 3, 144) vorzuziehen, und **MURGETTIO* würde damit aus der nachgewiesenen Reihe *Murg-Meerenalp-Alp Meer* ausscheiden.

p. 15: *Limmern* wird vom Verf., unter Berufung auf Hubschmied zur Gruppe *Linth-Limmat* gestellt. Die ganze Ableitung ist jedoch nicht unbedenklich. Einmal ist es auffallend, daß die etymologische Lautung *LINDMAG*, die in Zürcher Urkunden bis ins 14. und 15. Jh. erscheint, im viel länger romanisch gebliebenen Glarnerland überhaupt keine Spuren hinterlassen hat. Sodann ist das Fehlen einer entsprechenden Form im angrenzenden Bündner Oberland festzustellen. Der rätoroman. Name des Limmernweges, *lembra* kann nicht auf rom. **LĪMMARA* zurückgehen, da für *L* vor *Ī*, *Ū* bekanntlich in ganz Graubünden Mouillierung eintritt (Lutta, *Dialekt von Bergün*, § 121–122). Es muß sich um eine spätere Übernahme der deutschen Bezeichnung handeln. Ferner zeigt die von Zopfi angeführte einheimische Form von 1548: *biss in die limeren*, daß Limmern klar als Plural und als Appellativ empfunden wird. Die Nebenform *limerta* erscheint ein einziges Mal im nachweisbar gefälschten Urner Grenzbrief aus dem 11. Jh. von dessen sämtlichen Ortsbezeichnungen bis heute keine einzige lokalisiert werden konnte. Auf dieser schmalen Basis nun eine Form **LIMARETTA* zu konstruieren, halte ich für sehr gewagt. Wenn die Form *limerta* überhaupt in Betracht gezogen werden kann, so ist sie sicher eine Verschreibung für **limerra* (cf. *vencherrun*,

turserron, für *Fenchern*, *Turschen*). Eine ähnliche Verschreibung legt Zopfi ja auch der Form *Ferschinbach* für *Fetschbach* zu Grunde.

Alle diese Gründe verlangen eine Revision der genannten Erklärung. Wenn wir den *ON* in seinem geographischen Zusammenhang untersuchen, finden wir in der ganzen Innerschweiz einen häufigen *ON limmi*, dessen appellativische Bedeutung wohl vor noch nicht zu langer Zeit erloschen ist. Ich lasse hier die Belege des Top. Atlas der Schweiz folgen:

Sustenlimmi: Göschenertal, Paß zwischen Susten- und Gwächtenhorn. *Tierberglimmi*: Lücke zwischen Gwächtenhorn und Hinterer Tierberg. *Obere und Untere Triftlimmi*: Gletscherpässe zwischen Rhone- und Triftgletscher. *Limmistock*: Gipfel zwischen Rhone- und Triftgletscher. *Herrenlimmi*: Gehöft über der Schlucht des Etzlibaches (Maderanertal). *Mattenlimmi*: Felsscharte zwischen Guttannen und Urbachtal. *Sacklimmi*: am Triftgletscher. *Wetterlimmi*: Paß zwischen Wetterhorn und Renfenhorn. *Steinlimmi*, *-gletscher*: am Sustenpaß. *Limmernbach*, *-boden*, *-gletscher*: Nebenfluß der Linth, kommt vom Kistenpaß. *Limmeren*: Kt. Luzern. *Limmern*, *-bach*: Bach und Felsenzirkus bei Mümliswil, Kt. Solothurn (Abb. bei F. Mühlberg, *Überschiebungen und Verwerfungen in den Klusen von Oensingen und Mümliswil. Eclog. Geol. Helvet.* 12). Hiezu gehört vermutlich auch *Limschi*, Gemeinde Glarus (Glarner Grundbuch).

Der *ON Limmi* umfaßt also ein Gebiet, zu dem im wesentlichen Oberhasli, Reußtal, oberes Entlebuch und Glarner Hinterland gehören. Damit würde Zopfis Annahme von sprachlichen Verbindungen über den Klausenpaß, die er an Hand der Ortsnamenpaare *Kinzig*, *Frutt*, *Frittern* nachweist (Zopfi, p. 77, N 2), eine weitere Stütze erfahren. Isoliert, jedoch der Geländeform nach unzweifelhaft hieher gehörend, ist der Name *Limmern* im Jura nachgewiesen.

Zu *Limmi* schreibt das *SchwId.* (3, 1270):

«*Lummi*, *Lümmi*, dim. *Limmelli*: 1. Einschnitt, Kerbe, Einsattelung an einem Felsrücken, einer Bergkette, Paß zwischen Felszacken. 2. Kesselförmige Vertiefung oder eine kleine Ebene zwischen den mit Gras bewachsenen Bergen; Einsenkung des Bodens, Schlucht, Talmulde. Berner Oberland; Prätigau. Einbiegung in einer Fläche, z. B. einer morschen Mauer. Bern-Ringgenberg». (Die Form *lummi*, *lümme* ist mir unbekannt.) Dieselbe dürfte zu schwed. *luem*: weich, schlaff, feucht, gehören. (Gamillscheg, *Romania Germ.* 2, 276; *SchwId.* 3, 1270; got. *LUMJ*, ahd. *LUOMI*; cf. Sevelen *luemi*: Pfütze, Tümpel).

Unmittelbar westlich schließt sich an dieses Gebiet eine Zone an, die durch den Flurnamen *Lamm* gekennzeichnet ist:

Lamm: Name der Aareschlucht. *Brandlamm*, -horn: Felsschlucht am Unteraargletscher. *Spitallamm*: Schlucht der Aare, unmittelbar unter den Grimselseen, umgeben von gewaltigen, glattgeschliffenen Felswänden. *Wachtlamm*: Felsenkessel bei Guttannen. *Lamm*: Schlucht zwischen Flüeli und Schöpfheim, im Entlebuch. *Lombach*: mündet bei Unterseen in den Thunersee. *Lammbach*: Gemeinde Brienzwiler. *Lammgraben*: Gemeinde Habkern. *Lamm-lauenen*: Felsschlucht am Schwarzmönch im Lauterbrunnental. *Lammwald* an der Aareschlucht. *Lamm*: Hof an der Schlucht des Gadmerwassers im Gadmental. *Lammi*: Felstälchen bei Meiringen. *Hohlurenlamm*: Felsschlucht am Grindelwaldgletscher. *Lammbrücke*: Brücke über die Rhone bei Mühlebach (Goms). *In den Lammen*: Felsschlucht der Rhone bei Gletsch. *Ober- und Unterlamm* bei Eggwil im obern Emmental. *Lammerten*: zwischen Gentel und Melchsee. Ob *Lammeren* bei Aarwangen im Mittelland hieher gehört, kann ich nicht entscheiden.

Ebenfalls in diesen Zusammenhang gehören wohl auch die verschiedenen Flurnamen *Lämmeren*: *Lämmernbach*, -boden, -alp, -gletscher, -grat, -horn, -joch, -platten, alle zwischen Wildstrubel und Gemmipaf; *Lämmernbach* im Schächental, also anschließend an das *Limmerngebiet*; evtl. noch *Lemerewies* bei Appenzell; *Lämmerewies* bei Schwende (Appenzell).

Wir sehen aus dieser langen Namenreihe folgendes:

Es gibt im Reußtal, im Glarner Hinterland und im Oberhasli einen verbreiteten ON-Typus *limmi*, an den sich westlich bis ins Oberwallis, Emmental und Thunerseegebiet ein ebenso geschlossenes Gebiet des Typus *lamm* anschließt. Der letztere Typus dient fast ausschließlich zur Bezeichnung von engen Felsschluchten, tief eingefressenen Wasserläufen u. ä. In Übereinstimmung damit bezeichnen die ON mit *limmi* vorwiegend Felsscharten und Hochpässe, dreimal auch Felsschluchten. (Es müßte allerdings noch untersucht werden, inwieweit die verschiedenen *Limmi*-Namen im Sustengebiet Neubenennungen der Eidg. Landestopographie sind.)

Auf jeden Fall läßt sich für beide Typen eine gemeinsame Grundbedeutung erschließen: schmaler und tiefer Einschnitt zwischen Felswänden. Gestützt darauf stellt das *SchwId.* *Lamm-Limmi* zum Stamme mhd. *KLAM*, nhd. *die Klamm*, welcher in der ganzen Schweiz und im angrenzenden Süddeutschland sehr verbreitet ist (*SchwId.*, 3, 643), allerdings ohne das Anlautverhältnis näher zu erklären. Von der Form *Limmi* ausgehend wurde dazu der Dat. plur. **i de Limmene* gebildet, woraus dann mit Dissimilation *Limmeren*.

Dasselbe Ablautverhältnis dürfte noch für zwei weitere von

Zopfi besprochene ON vorliegen. p. 77 leitet der Verf. den Namen der Alp *Frittern* bei Linthal von FRACTURA ab. Diese Ableitung kann nicht richtig sein. FRACTURA ergäbe roman. **fraitura*, und daraus wäre dt. **frätlere* geworden, genau wie FACTURA (Formgefäß für den Käse) im ganzen deutschen Alpengebiet zu *Fällere* wird (Frehner, *Schweizerdeutsche Älplersprache*, p. 71; Luchsinger, *Molkereigerät*, p. 32–33; AIS 8, K. 1216). Der Name FRACTURA kommt in der Surselva nirgends als ON vor. Die einzigen Belege des *Rätischen Namenbuches* sind: *fritgiras*, Reams; *frattüra*, Remüs, Ardez, Sent, Fetan. Der Wandel von vort. A > I in der Surselva ist erst späteren Datums.

Wie *Limmern*, so liegt auch *Frittern* am Rand eines geschlossenen Gebietes, das den ON *Frutt* aufweist. In großen Linien hat J. Jud das Problem dargestellt (BDR 3, 74). Nach den uns heute zur Verfügung stehenden Materialien umfaßt *FRUTA ein Gebiet, das sich ungefähr so abgrenzen läßt (ich gebe jeweilen nur die äußersten Belegpunkte an): Oberwallis (Reckingen, Binn), Pomatt, Valsesia, Tessin (Camorino am Monte Ceneri), Misox, Calancatal, Lugnez, Glarus (Linthal, Braunwald), Muotatal, Gersau, Goldau, Walchwil, Horw, Pilatus (Eigental), Schüpfheim, Brünig, Haslital.

Die Form *Fritt*- kommt in dem ganzen Gebiet nur dreimal vor: *auf dem Fritt*: Felsterrasse bei Binn; *Fritter* bei Unterschächen; *Fritternalp* bei Linthal. Urkundlich erscheint noch *Unterfrüten* bei Alpnach (1427). *Frittern* ist eine ablautende Nebenform zu *Frutt*; daß es Plural ist, bezeugt Zopfi selbst (l. c., p. 78). Auszugehen ist wohl von einer Form *Frutti* (urk. 1322 in Morschach), dazu ein Plural *frütteren* (Alpnach), woraus mit Entrundung *Frittern* wurde. Dieses Herübergreifen selbst phonetischer Merkmale bestätigt aufs schönste die bereits erwähnte Theorie von Zopfi über die Rolle des Klausenpasses als Einfallstor.

Eine dritte Doppelform, die auf einen Plural zurückzuführen ist, sehe ich in *Gipplen*, das Zopfi zu CIPPUS stellen möchte (p. 45). Wie Zopfi richtig sieht, ist diese Ableitung aus Gründen der lautlichen Chronologie schwer erklärlich (CINGULU > *Tschingel*). Ich sehe in *Gipplen* vielmehr eine Diminutivform zu *Guppen* < CUPPA (Zopfi, l. c., p. 74). Wir treffen im Lauterbrunnental auf engem Raum eine völlig identische Ableitungsreihe: *Gummen–Gümmelen–Gimmelwald*.

p. 24: *Filzbach*, 1394, 1412 *Vilentspach*, *Vilenzbach* < *VILANTIA wird von Zopfi als wichtigster Beweis für die frühe Verdeutschung des Kerenzerberges angesehen. Hiezu müßte jedoch der Beweis erbracht werden, daß dem ON tatsächlich eine Form *VILANTA zugrunde liegt. Da in der fluvialen Toponomastik die ON VILANTA neben solchen vom Typus VILANTIA erscheinen,

halte ich die weittragenden Folgerungen, die Zopfi an das Vorkommen dieses Lautwandels anknüpft, für nicht ganz sicher.

p. 31. Unhaltbar erscheint mir die Ableitung *Billen* < VILLETTA. Die urk. Formen lauten: 11. Jh. *Billitun*, 1178 *Villitun*, 1241 *Billitun* und so in den meisten Urkunden des 13. Jh., 1405: *Vyllatten*. In den sehr zahlreichen urk. Belegen des Wortes kommt anlautendes *v*- nur zweimal vor. Der ältere Beleg stammt aus einer in Rom (!) ausgestellten Papsturkunde, bietet also keine Gewähr für zuverlässige Wiedergabe einheimischer Ortsnamen, der andere stammt aus einer in St. Gallen abgefaßten Urkunde, die mehrere offensichtliche Verschreibungen oder falsch rekonstruierte Ortsnamenformen aufweist (*Gastrach* für *Gaster*, *Schendis* für *Schennis*). Romanisch *v*- kann nicht zu dt. *b*- werden. Zopfi zitiert als Parallelbeispiel mhd. *RABEN*, *BERN* < *RAVENNA*, *VERONA*. Zu Unrecht, denn *v* > *b* ist ein rein intergermanischer Lautersatz des got. *þ* durch ahd. *b* und keineswegs eine Übernahme aus dem Romanischen (Jellinek, *Die gotische Sprache*, § 31). Kaum haltbar ist Zopfis vorsichtig geäußerte Annahme (p. 86 N 2), der 'singuläre Wandel *b* < *v*' sei auf die Aussprachegepflogenheiten eines (hypothetischen) gotischen Wachkommandanten zurückzuführen.

Es scheint mir, daß *Billiton* nicht zu trennen ist von den urk. Formen für *Bellinzona*: *Bilitio* beim Geographen von Ravenna, *Bilitione* bei Paulus Diaconus (daneben merkwürdigerweise auch einige ältere Belege mit *v*-). Nach den Ausführungen von Sganzini (*Le denominazioni del ginepro e del mirtillo*, *Id.* 9, 275–284) und von Jud (*VRom.* 3, 200) zu Hubschmieds Ausgangsform **BELITIONE* 'Wacholderbestand' erscheint diese Etymologie revisionsbedürftig. Auf alle Fälle bleibt die Übereinstimmung des Stammes *BILIT*- bemerkenswert.

Ohne einer endgültigen Lösung der Frage vorgreifen zu wollen, möchte ich doch an die seinerzeit von J. H. Heer gegebene Erklärung erinnern. (*Keltische Spuren in den Orts-, Berg- und Flußnamen des Cant. Glarus*, Jahrbuch des Hist. Ver. des Kt. Glarus, Heft 9, Glarus 1873.)

Ohne über das fachliche Rüstzeug der modernen Toponomastik zu verfügen, stellt Heer den Namen *Billen* zu ir. *BIL*:- Ufer, Rand (cf. Pedersen 1, 302; *La langue gauloise*, p. 234). Es ist nun auffallend, daß östlich an *Billen* die Gemeinde Niederurnen angrenzt (zu **ORANA* < *OR(UM)* + *-ANA*), und in dem gerade westlich angrenzenden Weiler *Ußbühl* im Jahre 1345 ein Flurname *isla* belegt ist. Alle drei Ortschaften liegen am Rande des früheren Sumpfsees der Linth; diese Lage entspricht genau derjenigen von *Bellinzona* am Ufer des Sumpfsees, der früher die gesamte Magadinoebene bedeckte. Sollte sich ir. *BIL*- in dieser Bedeutung auch

im Festlandkeltischen nachweisen lassen, so wäre *Urnen* eine direkte Übersetzung von *Billen*, was wiederum sehr gut zu der von Zopfi angenommenen langandauernden keltisch-romanischen Zweisprachigkeit im Linthgebiet passen würde. Die Entscheidung hierüber müssen wir dem Keltisten überlassen.

p. 32. Zu den verschiedenen Belegen für roman. *ORA* stellt der Verf. auch eine 1232 erwähnte *Vronematte* in Weesen. Dieselbe erscheint auch in einer Urkunde von 1322, und mit dem Herausgeber der Urkundensammlung des Kantons Glarus lese ich die Stelle als *Fronmatte*, zu mhd. *vrône* (cf. *Fronalp*, 1325 *vronalbe*).

p. 36. Für den schwer zu deutenden *ON Netstal* schlägt Zopfi zwei Etymologien vor. Während die zweite (*NETZ-STELLE*), wo wilde Tiere im Netz gefangen wurden, durch die Parallele mit dem glarn. *ON Garichte Garn-Richte* noch einige Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen darf, ist die erste Deutung ganz unhaltbar. Zopfi versucht, **Netz-Stall* zu interpretieren als 'primitiv aus Ästen geflochtenes Obdach für Vieh und Geräte' und sieht in *Netz* eine Entsprechung des verbreiteten *Stricken*: einen Bau in Blockbau-technik erstellen. Es ist aber daran zu erinnern, daß in der ganzen deutschen Schweiz (und soviel mir bekannt ist, in der deutschen Bauliteratur überhaupt) der Ausdruck *Netz* zur Bezeichnung irgend eines Konstruktionstypus überhaupt nicht vorkommt. Die Geschichte des Hausbaues im Alpengebiet ist noch viel zu wenig erforscht und läßt sich keineswegs einfach mit den urgermanischen Verhältnissen gleichsetzen. Nachdem in den letzten Jahrzehnten ein gewaltiges Material über den Hausbau zutage gefördert worden ist, das in unzähligen kleinen und kleinsten Schriften zerstreut ist, wäre es eine dankbare Aufgabe, einmal die Sage vom germanischen Blockbau in den Alpen im Zusammenhang zu untersuchen. Es sei mir nur der Hinweis darauf gestattet, daß Blockbauten in der Schweiz bereits in der Bronzezeit nachgewiesen sind (cf. unter anderem R. Bosch, *Über das Moordorf Riesi am Hallwilersee*, Anz. f. schw. Altert., Bd. 1924, p. 73 ss.).

p. 38–39. Der *ON Durschen*, urk. *Turserron*, *Turson* (14. Jh.) verleitet den Verf. zu kühnen Spekulationen. Die Götter Germaniens haben so geringe Spuren ihres schweizerischen Aufenthaltes hinterlassen, daß eine Etymologie **TURS-ERIN*: Altar, Opferstätte der *Tursen*, riesenhafter Trolle der germanischen Vorzeit, doch sehr gewagt erscheinen muß. Eher dürfte der zweite von Zopfis Ansätzen das richtige treffen: Genitiv zu einem Personennamen **Turso*, vgl. *Tursinon guet*, urk. 1335 in Dampfwil bei Aarberg (*Fonte Rerum Bernensium* VI), *Tursgrabe* bei Köniz, 1348 (*ibid.* VII).

p. 40. Man wird dem Verf. zustimmen, wenn er die bisher akzeptierte Etymologie *Glarus* < GLAREAS ablehnt, da die älteren urk. Belege alle *cl-* im Anlaut zeigen. Die surselvischen Formen *Clarúna* zeigen deutlich genug, daß auf keinen Fall in der Urform *-úna*, das surselv. *-ina* ergeben hätte, sondern nur *-ōna* stehen kann.

p. 45. Den ON *Schorz* bei Sool erklärt Zopfi richtig aus roman. *SCORZA*, vermutet aber, daß der Name ursprünglich eine mit Rinde bedeckte Hütte bezeichnete. Abgesehen davon, daß es schwer fallen würde, im Gebiete der Romania das Wort *SCORZA* in dieser Bedeutung nachzuweisen, gibt es eine viel näherliegende Erklärung. Wie Zopfi selbst bemerkt (p. 78), ist *schorz* im Glarnerdialekt als Appellativ erhalten geblieben. Es bezeichnet das Zigerformgefäß, einen oft mannshohen Behälter, der früher aus Tannenrinde, heute aus Holz hergestellt wird (Frehner, *Die Schweizerdeutsche Älplersprache*, p. 92–93; *SchwId.* 8, 1318; 4, 1530). *Schorz* braucht also keineswegs ein romanischer Siedlungsname zu sein, sondern ist viel eher, wie das Zopfi für *Gufel* einleuchtend darlegt, eine relativ späte Bezeichnung einer dem betr. Gefäß ähnlichen Geländeform.

p. 63. Zu dem urk. mehrere Male auftretenden Familiennamen *Grueninger*, vermißt Zopfi den entsprechenden glarn. ON. Der FN bezieht sich aber offenbar auf *Grüningen* im Kt. Zürich. Erstmals taucht nämlich ein *Grueninger* 1274 als Zeuge auf, ein zweitesmal 1289, und dazwischen, 1282, erfolgt der Verkauf der Höfe von Benken, Amden und Kerenzen an die Spitalbrüder von Bubikon, ca. 6 km von Grüningen. Ebenso findet sich 1320 in Glarus ein Chuonrat Grueninger als Zeuge für den Verkauf des Kirchensatzes von Wald an die Spitalbrüder in Bubikon. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts erscheinen häufig Adelige des Zürcher Oberlandes als Zeugen in Glarner Urkunden. Im Zuge dieser engen Beziehungen zwischen Glarus und dem Zürcher Oberland müssen die Grüninger nach Glarus gekommen sein, vielleicht als Amtsleute des Ordens.

p. 79. *tsapí* 'gekrümmte Spitzhacke zum Fortbewegen von Baumstämmen', gehört nicht zu den romanischen Reliktwörtern, sondern ist ein Ausdruck aus der Berufssprache der wandernden Bündner- und Tirolerholzfäller, die als Saisonarbeiter ihr Werkzeug überall hin mitnehmen. Über die eigenartigen Verhältnisse in der Holzhauer- und Zimmermannsterminologie wird die demnächst erscheinende Diss. von A. Maissen erschöpfend Auskunft geben können.

Etymologisch gehört *tsapí* nicht zu *CAPERERE*, sondern zum Stamme *ZAPP-*, it. *zappa*, *zappino*; REW 9599.

Zusammenfassend möchte ich zu Zopfis Arbeit sagen, daß sie weitaus die beste, wenn nicht die einzig brauchbare Siedlungs-

geschichte auf linguistischer Grundlage ist, die wir für das deutschsprachige Alpengebiet besitzen. Man wird in Detailfragen mit dem Verf. nicht einig gehen (so halte ich insbesondere den gotischen Anteil am Kolonisationswerk für nicht erwiesen), aber im großen und ganzen wird man diese Arbeit, die unter schwierigsten Verhältnissen zustandegekommen ist, als den bisher erfreulichsten Beitrag der Germanistik zur Toponomastik der Schweizeralpen bezeichnen dürfen.

Zürich,

K. Huber.

★

HEINRICH BAUMGARTNER, *Stadtmundart, Stadt- und Landmundart*. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie. Schriften der Literarischen Gesellschaft Bern, Neue Folge der Neujahrsblätter III. Verlag Herbert Lang & Co., Bern 1940.

In der schweizerdeutschen Mundartforschung ist bisher, abgesehen von mehrfachen fruchtbaren Hinweisen Bruckners und den über diesen Rahmen hinausgehenden Ausführungen Henzens in seinem hier noch anzuzeigenden vortrefflichen Buch über *Schriftsprache und Mundarten*, dem Problem der Stadtmundarten fast keine Beachtung geschenkt worden. Zwar stehen gerade am Anfang der ganzen Entwicklung ein paar Monographien über Stadtmundarten¹; aber weder Stickelberger noch Heusler noch Hoffmann stellen das, was für uns heute das eigentliche Problem der Stadtmundarten ausmacht, in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen: sie geben zwar gewisse Unterschiede, sei es zwischen den Generationen, sei es zwischen den sozialen Schichten zu, Heusler weist sogar ausdrücklich auf die Quartier- und Ständunterschiede hin und Hoffmann baut diesen Hinweis noch aus; aber sie alle gründen dann ihre Darstellung doch auf die Sprache der einen Schicht, die für sie gewissermaßen den Idealtypus der betreffenden Mundart vertritt. Diese Beschränkung verstehen wir leicht aus der zeitlichen und der sachlichen Situation: die moderne Mundartforschung stand eben in ihren Anfängen² und im Ringen um eine brauchbare Methode der Feststellung und Darstellung mundartlicher Tatbestände überhaupt, ihr Hauptaugenmerk war verständlicherweise darauf gerichtet, in dem Niemandsland unsrer

¹ H. STICKELBERGER, *Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen*, 1880/81; A. HEUSLER, *Der alemanische Consonantismus der Mundart von Baselstadt*, 1888; E. HOFFMANN, *Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt*, 1890.

² JOST WINTELER, *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus*, 1876.

Mundartlandschaft zunächst einmal ein paar Richtpunkte zu fixieren; zudem bestand — und besteht — für unsere schweizerischen Verhältnisse die besondere Schwierigkeit, daß nicht von vornherein zwei feste Größen (Schriftsprache und Mundart) vorhanden sind, nach deren Partizipation man die Schichten einteilen könnte, wie z. B. in den meisten reichsdeutschen Städten. Auch Baumgartner, in seiner Arbeit über die Mundarten des Berner Seelandes¹, ist es begreiflicherweise vor allem darauf angekommen, den Typus der « echten » Bielermundart zu erfassen: seine Gewährsleute waren in erster Linie Personen, die ihre Heimat nie auf längere Zeit verlassen hatten und in diesem schon engen Rahmen vorzugsweise Vertreter der ältern Generation (*a. a. O.*, p. 3). Aber der kurze Anhang « Das Verhältnis der Bevölkerung Biels zur Mundart » gibt doch schon eine recht genaue Vorstellung der in Biel üblichen Einteilung in « feinere » und « gröbere » Sprache, ihrer sprachlichen Substanz wie ihrer sozialen Hintergründe; in einem Fall sieht er sich sogar gezwungen, den Begriff des « ersten Sprachkreises » (Oberschicht) weiter aufzuspalten in die « Sprache der alten Bürgerfamilien » und die « Sprache der ältern und gebildeteren Nichtbürger ».

In dem vorliegenden Buch, dessen ersten Kapiteln die Daten über die oben skizzierte forschungsgeschichtliche Situation der Stadtmundartenforschung entnommen sind und das in zwei weiteren Einleitungskapiteln noch einmal, z. T. etwas ausführlicher, die Bieler Zustände darlegt, ist die erste Hälfte zur Hauptsache der Untersuchung der sprachlich-sozialen Schichtung in Bern gewidmet.

Mit einer Detailkenntnis, um die man den Verfasser beneidet und wie sie nur der jahrzehntelange Kontakt ermöglicht, und einer Schärfe des Werkzeugs, der man die frühe Schulung der Bieler Untersuchungen und die unausgesetzte Übung der Folgezeit von weitem anmerkt, wird hier zunächst das Rahmenwerk der sozialen und sprachlichen Schichtung geliefert (wobei B. die methodischen Schwierigkeiten und Einwände nicht übersieht, vgl. p. 36 ss.): Oberschicht (altbürgerliche Familien, sofern sie zur sozial führenden Klasse gehören), Mittelschicht (Zugewanderte aus der Oberschicht benachbarter oder außerkantonalen Städte und aus der ländlichen Oberschicht, insofern deren in die Stadt zugewanderte Glieder sich sprachlich der städtischen Oberschicht anzupassen pflegen) und Unterschicht (die große Masse der kleinen Handwerker und Arbeiter) als Hauptgruppen; inner-

¹ H. BAUMGARTNER, *Die Mundarten des Berner Seelandes*, Beitr. Schwzd. Gr. 14, 1922.

halb dieser Hauptgruppen als weitere Schichtungen: in der Oberschicht eine kleine Gruppe altburgerlicher Familien mit besonders starkem Festhalten am Hergebrachten im allgemeinen, daneben eine größere Gruppe ebenfalls burgerlicher, aber meist jüngerer und vor allem weniger konservativer Familien; in der Unterschicht einerseits Alteingesessene mit etwas konservativerer Haltung, anderseits Zugewanderte mit einer gesteigerten Offenheit allen möglichen Einflüssen gegenüber. Diese bevölkerungspolitische Schichtung hat ihre bestimmten Reflexe im Sprachlichen. Die Oberschicht als Ganzes ist gekennzeichnet durch bewußte Pflege altererbten Sprachguts; dazu kommt, ihrer Bildungsstufe entsprechend, eine gewisse Beeinflussung durch Kanzleisprache (ältere Zeit) und Schriftsprache (jüngere Zeit)¹; die ältere Gruppe der Oberschicht ist im Festhalten am Hergebrachten noch zäher als die Schicht als Ganzes, was unter anderm in gelegentlicher Wiederbelebung bereits untergegangenen oder im Untergang begriffenen Sprachguts zum Ausdruck kommt, wie sie z. B. durch Tavel bewirkt wurde; sie ist kenntlich ferner an der preziösen Verwendung der deutsch-französischen Mischrede, wie man sie bei Tavel in meisterhafter Spiegelung nachlesen kann, und endlich an ganz bestimmten lautlichen und morphologischen Eigentümlichkeiten, die übrigens z. T. mit den vorhin genannten Grundzügen zusammenhängen, wie dem uvularen *r*, der höhern Stimmlage, der Form *ging* 'immer', der Endung *-ung* in gewissen Femininen wie *zitung*, *meinung* usw. Die Mittelschicht, ihrer Herkunft entsprechend in ihrem Laut-, Formen- und Wortschatz ein Sammelbecken aller möglichen Elemente, ist sprachbiologisch labil, sprachpolitisch gleichgültig; in ihrer besonders exponierten Situation scheint sie schriftsprachlichen Einflüssen noch stärker ausgesetzt als die Oberschicht. In der Unterschicht bewahrt zwar die Gruppe der Alteingesessenen eine gewisse abwartendere, kritischere Haltung gegenüber Neuem, ihr Fremdem; die zahlenmäßig viel mächtigere Gruppe der Zugewanderten dagegen zeigt die Grundzüge der Mittelschicht: Vermischung und Unsicherheit, in verstärktem Maße.

Wenn schon die bisherigen Ausführungen Baumgartners an

¹ Die Abgrenzung von kanzleisprachlichem Einfluß und neu-hochdeutsch-schriftsprachlichem Einfluß bildet ein Nebenanliegen des Buchs, das aber nicht weniger sorgfältig betreut ist; die Einbeziehung der kanzleisprachlichen Zeugnisse in die Untersuchung über die heutige Sprachschichtung, wie sie z. B. p. 27–29 anläßlich der oberschichtlichen Langformen des Verbs praktiziert ist, halte ich für einen besonders glücklichen und nachahmenswerten Griff.

Konkretheit und Präzision alles hinter sich lassen, was auf unserem Gebiet in dieser Richtung bisher vorgebracht wurde, so liegt das eigentliche Schwergewicht doch auf der nun folgenden Untersuchung der zwischenschichtlichen Bewegungen: Bewegungen von oben nach unten, Bewegungen von unten nach oben. Daß sich Angehörige der untern Schicht unter bestimmten Umständen der Sprache der Oberschicht anpassen, ist bekannt und soziologisch verständlich; B. bringt dafür Beispiele, die in ihrer Persönlichkeit und Konkretheit den Reiz der guten Anekdote haben. Mit der schönen Behutsamkeit, die das ganze Buch auszeichnet, wird erwogen, inwiefern der zunehmende schriftsprachliche Einfluß in der untern Schicht aus schriftsprachlicher Berührung selbst oder auf dem Umweg über Mittel- und Oberschicht einsickere; die Beispiele zeigen, daß eher mit einem Sowohl-als-auch denn mit einem Entweder-oder zu antworten ist. Auch diesem Kapitel kommt die Beschäftigung mit dem gedruckten ältern Zeugnis zugute: mit Hilfe älterer Mundarttexte, über deren immerhin begrenzte Zeugniskraft wir B. als vorzüglichen Kenner unserer Mundartliteratur hinreichend informiert vermuten dürfen, verfolgt er an konkreten Fällen, « wie die Oberschicht unter dem Einfluß der Schriftsprache Sprachgut umformte und sich damit in ihrer Sprache von der Unterschicht abhob, oder wie sie Sprachgut an die Unterschicht abgab und durch neues ersetzte ». Die in diesem Zusammenhang vorgelegten Beispiele bestätigen scheinbar die besonders von Naumann vertretene Theorie vom « absinkenden Kulturgut ». Das Kapitel « Bewegungen von unten nach oben » erbringt den Beweis, daß aber auch das Umgekehrte vorkommt: daß trotz der allgemeinen städtischen Abwehrstellung gegen das « Unfeine » Sprachformen, die zunächst nur der untern Schicht angehören, nach oben steigen können wie das vokalisierte *l* in Biel und Bern, die *ng*-Formen für *-nd-* in Bern, die *ö*-Formen von « gehen » und « stehen » in Bern, usw. Als Träger dieser Bewegung von unten nach oben nennt B. einmal die Schule, genauer gesagt den Schulhof: hier herrscht heute die Sprache der Unterschicht, der sich auch die Kinder der mittlern und obern Schicht unterwerfen, selbst wenn sie zu Hause die Sprache ihrer Schicht reden; von hier können, bei aller Routiniertheit der Kinder in der Handhabung dieser « Zweisprachigkeit », Bestandteile der Unterschicht-Sprache nach oben getragen werden und sich dort festsetzen. Mit der Wirkung der Schule vereinigt sich die Wirkung der Mittelschicht, deren Mangel an Sprachtradition, deren Labilität und Indifferenz sie zur Vermittlerin von Sprachgut in beiden Richtungen geradezu prädestiniert; daß dabei der Stoß von unten nach oben viel kräftiger und wirksamer ist als der von oben nach unten, liegt in der all-

gemeinen sozialen Entwicklung begründet: die soziale Verdrängung der alten Oberschicht durch die Mittelschicht findet ihre sprachliche Spiegelung in der zunehmenden Gewichtsverlagerung der letztern nach unten.

Mit dem Gesichtspunkt der Sprachsoziologie, der im ersten Teil des Buchs vorherrscht, kreuzt sich im konkreten Fall sehr oft derjenige der Sprachgeographie, dem der zweite Teil (« Stadt- und Landmundart ») Titel und Ausrichtung verdankt. Einmal ist das, was soziologisch im Rahmen der Stadtmundart als Form der Unterschicht erscheint, geographisch oft nichts anderes als Sprache der ländlichen Nachbarschaft: zwischen der Sprache der Unterschicht und derjenigen der nächsten Umgebung der Stadt bestehen (im Gegensatz zu vielen deutschen Städten) keine wesentlichen Unterschiede; « was bei uns die Oberschicht als unfein, grob, bäurisch ablehnt, das trifft beide Sprachen, die der Unterschicht und die des Landes in gleichem Maße ». So ist die oben erwähnte Vokalisierung des *l*, das *-ng-* für *-nd-* u. a. m. nicht nur Form der städtischen Unterschicht, sondern weiter Bezirke der Landschaft. Der Vergleich der drei Fälle: « *milch : miuch* », « *hund : hung : hunn* », « *abə, ufə, inə : achə, uchə, ichə* » zeigt in eindringlicher Abstufung, wie die Beeinflussung der städtischen Sprache im Einzelfall verschieden weit geht, fast immer aber die Unterschicht als Medium benutzt und benötigt. Mit Recht erwähnt B. in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß der Zug vom Land nach der Stadt hauptsächlich die Unterschicht bereichert; so sind auch Eheschließungen zwischen Angehörigen der städtischen Unterschicht und Landbewohnern viel häufiger als solche zwischen Landbewohnern und Angehörigen der städtischen Oberschicht; « das umliegende Land ist für die Unterschicht wie eine Vorratskammer, die sich nie erschöpft. » Dann ist da der Fall, wo konservative städtische Oberschicht und ländliche Rückzugszone sich in der Bewahrung alten Sprachguts die Hand reichen und durch ihr Zeugnis gemeinsam einen einstigen Verbreitungsbezirk, eine sonst eingesunkene Sprachlandschaft rekonstruieren lassen (« *ging* »), in günstigen Fällen sogar wieder aufzubauen beginnen wie bei « fünf », wo die oberländisch-schwarzenburgische Form *-ŭ-*, die sonst überall vor der mittelländischen Form *-öi-* zurückweicht, unter dem Einfluß von Bern, wo sie ebenfalls alt ist, wieder Fuß zu fassen und im Gegensatz zur allgemeinen Richtung der Entwicklung das mittelländische *-öi-* zu verdrängen vermag. Mit dem damit angedeuteten städtischen Einfluß auf die Landschaft beschäftigen sich ein paar eindrucksvolle, wie die übrigen Kapitel durch sehr zielsichere Karten unterstützte Abschnitte dieses zweiten Teils; besonders beachtenswert ist der Nachweis des nicht

ölfleckartigen, sondern sprunghaften, kleinere Landstädte als Strahlungszentren zweiter Ordnung benutzenden Ablaufs dieser Entwicklung, wie er auf der Schlußkarte p. 102 noch einmal schematisch sichtbar gemacht ist.

Mit diesen notwendig dürftigen Hinweisen ist noch nichts gesagt über eine Reihe nicht weniger interessanter und gelungener Aspekte des bei aller äußeren Schlankheit so reichen Buches: übergangen ist das ausblickreiche Kapitel «Stadt- und Landmundart in Jeremias Gotthelfs Werken», wo das Formen nebeneinander und -durcheinander Gotthelfs mit behutsamer Abwägung der Möglichkeiten auf seine sprachbiologischen (Herkunft Gotthelfs), sprachgeographischen (Lage von Lützelflüh) und stilistischen Wurzeln hin untersucht wird; übergangen ist der Exkurs über die Ausbreitung des vokalisiert *l*, wo der Weg dieser Erscheinung unter Ausnützung der falschen Vermundartlichungen und falschen Verhochdeutschungen überzeugend rekonstruiert wird (p. 74 ss.); übergangen sind die zahlreichen Seitenblicke auf die Hintergründe der oft auffälligen Verschiedenheit im Lebensschicksal einzelner Wörter (z. B. p. 87), auf das verschiedene Verhalten von Tal- und Bergdortmundart (p. 84), auf die bestimmende Rolle einzelner Persönlichkeiten oder Familien (p. 38/39, 66), auf das Problem der Mundartschreibung und ihrer Auswertungsmöglichkeiten und -grenzen durch die Wissenschaft (p. 73, 91), usw. Überall macht sich die vorsichtige, stoffgesättigte und doch überlegen kombinierende Art des Verf. fruchtbar geltend.

Ein paar Anmerkungen mögen die Besprechung schließen, ohne hoffentlich den Gesamteindruck des in jeder Beziehung — d. h. auch drucktechnisch — gefreuten Buches zu beeinträchtigen.

1. Zu *ging* gegenüber sonstigem *geng*, *gäng* (< *gengi*) meint B. p. 32 mit Singer, es liege wohl eine alte Ablautform vor. Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, zum vorliegenden Stamm eine Stufe -i- nachzuweisen oder auch nur glaubhaft zu machen, wäre nachzuprüfen, ob *ja*-Adjektiva mit der damit postulierten Ablautstufe überhaupt vorkommen; Fälle wie *gāb* SchwId. 2, 62, *g^echām* SchwId. 3, 257, *sōd* SchwId. 7, 320 sprechen jedenfalls dagegen, wohl auch (trotz der Möglichkeit, die Länge wenigstens regional als sekundäre Dehnung vor Reibefortis zu erklären) *brāch* SchwId. 5, 312, *g^efrāss* SchwId. 1, 1319 (wozu mit gleicher Beurteilung das seltenere *g^eāss* SchwId. 1, 501), *schmāch* SchwId. 9, 832, (*an*-, *ge*-, *ur*-) *sprāch* SchwId. 10, 731, *trāf* u. a. m.; vgl. übrigens Wilmanns, DGr. 2, § 308. Die kontinuierliche geographische Stufung *gäng* : *geng* : *ging*, wie sie das Kartenbild p. 31 zeigt — nur an einer einzigen schmalen Stelle fällt das Mittelglied *geng* aus — scheint mir im Gegensatz zu B.s heutiger Auffassung den Schluß nahezulegen, es

handle sich hier doch um einen Fall jener Entwicklung von *e* vor Nasalverbindung zu *e* > *e* > *i*, die wir unter ähnlichen sprachgeographischen Bedingungen, d. h. ebenfalls in der unmittelbaren Nachbarschaft von *e*-Zonen, im Sarganserbecken (mit südlicher Ausdehnung über Herrschaft und Fünf Dörfer bis gegen Chur, mit westlicher im Seetal bis gegen den Walensee) finden; freilich liegen die beiden Werte im Bernisch-Freiburgischen heute nicht so nah beieinander wie hier: Sarganserbecken *e/i*, Bern-Freiburg nach freundlicher Mitteilung von Herrn B. *e/i*. Die Tatsache, daß *ging* zu beiden Seiten der Berge zwischen Freiburg und Simmental-Kandertal verbreitet ist und daß dieses Gesamtgebiet sich auch sonst als zusammenhängend erweist, spricht kaum für Ablaut und gegen Verengerung: die Bedingungen sind in beiden Fällen ja die selben. Die Hauptschwierigkeit liegt in dem Umstand, daß in dem fraglichen Gebiet *ging* heute der einzige Fall dieser Entwicklung zu sein scheint. Die Interpretation als Relikt überzeugt nicht; selbst wenn wir die Deutung, die Hubschmied, *VRom.* 3, 125 von dem Ortsnamen *Ins* gibt (< **enisi* < **anisi*), in die Rechnung einsetzen, liegen die beiden Fälle doch zu weit auseinander, um eine tragbare Brücke zu bilden. Die Erklärung der Sonderstellung von *ging* aus häufiger Unbetontheit des Worts (Stucki, *BSG* 10, 123, Hubschmied brieflich) krankt schon an der Fragwürdigkeit der Voraussetzung: viel häufiger als Unbetontheit scheint mit einer gewisse affektische Überbetonung zu sein. Affektlage der Rede ist oft mit Tonsprung nach oben verbunden — fürs Berndeutsche, das schon in der unaffectischen Rede durch starke Tonhöheschwankungen auffällt, liegt das besonders nahe —, und hohe Stimmtonlage führt leicht, wie jeder Phonetiker und jeder aufmerksame Beobachter bestätigen wird, zur Verlagerung des Vokal-Eigentons in die Richtung auf den nächstgeschlosseneren Vokal: in diesem Fall von der *e*- zur *i*-Zone. Sollte nicht gerade die affektische Überbetonung mit diesen ihren Folgen den Ausgangspunkt der Entwicklung bilden?

2. p. 48 oben sind als Beispiele für die *ö*-Formen von « (an-)fangen » und « lassen » Sätze angeführt, von denen wenigstens der letzte sicher konjunktivisch ist. Es wird nicht ganz klar, ob das auch für die andern gilt und, wenn ja, in welchem genetischen Verhältnis Verf. sich diese konjunktivischen *ö*-Formen zu den vorher genannten indikativischen der Verben « gehen » und « stehen » denkt.

3. Die *ö*-Formen der Verben « gehen », « stehen », « lassen » und « fangen », die nach B. p. 46 ss., 97 ss. die ältern Formen zu verdrängen beginnen, beweisen auch in Graubünden, wo sie vom Rheintal (Chur und Herrschaft) aus die Walsermundarten besonders des Nordostens zu zersetzen beginnen, stark offensive Kraft; es

wird auch da deutlich, daß die Jugend (Schule, Vorbild auswärtiger Kameraden und Lehrer) an der beginnenden Zersetzung den Hauptanteil hat.

4. p. 96 vermutet B., die Langformen des Präs. Ind. von «gehen» und «stehen» (*mir gangə, schtandə*) seien wohl über den Imp. eingedrungen. Das macht m. E. das Zeugnis jener Orte wahrscheinlich, wo die Langform auf die 2. Pl. beschränkt ist (St. Stephan, Jaun); im ganzen deutschbündnerischen Verbreitungsgebiet der indikativischen Langformen kommen sie überhaupt nur in der 2. Pl. Ind. (und natürlich im Konj. und Imp.) vor.

5. Daß von zwei im übrigen gleichwertigen mundartlichen Formen diejenige als die feinere empfunden wird, die der Schriftsprache näher steht (p. 44), dafür sind die deutschbündnerischen Verhältnisse ein drastisches Beispiel. Sämtliche walserischen Mundarten Bündens, sogar die so prachtvoll reiche, dichte und wohl lautende des Prätigaus, haben ein im Gespräch mit dem Explorer und sonst immer wieder spontan zum Ausdruck kommendes Minderwertigkeitsgefühl der «feinen» Churer und Herrschäftler Mundart gegenüber: ausgerechnet jener Mundart also, die in entscheidenden Stücken des Lautbestandes, der Formenlehre, der Syntax¹ und vor allem in dem durch das Zusammentreffen dieser Einzeldinge bedingten Gesamthabitus vom Block der übrigen schweizerdeutschen Mundarten abweicht und dafür mit der Schriftsprache geht; ein paar bereits im Zerfallsprozeß befindliche Walsermundarten (Muttun, Schmitten) haben in gelehriger Anlehnung an diese sogar durch die Wissenschaft² als besonders wohlklingend

¹ Behandlung des anlautenden *k* als *kh*, durchgehende Dehnung der Kurzvokale in offener Silbe, helle Vertretung von germ. *e* und Sekundärumlaut (*ē, ē̄*); verhältnismäßige Seltenheit der umlautlosen und mit *ə* erweiterten Diminutivformen (*hundəli*); Fehlen der lautgesetzlich endungslosen Formen des attr. Adjektivs im Pl. des M. F.; Fehlen der starken Formen des Konj. Prät.; weitgehender Ausgleich der 1. Sg. des stk. Verbs nach dem Pl. (*i štēlə, bifēlə, hēfə, wērfə, trēfə, ksēhə* usw.); Vordrängen der unkontrahierten *g*-Formen nicht nur bei «(an-)fangen», sondern auch bei «schlagen»; Fehlen der alten Genusdifferenzierung beim Zahlwort «zwei» und «drei»; Seltenheit der *ge*-Konstruktion nach «mögen» usw.

² MEINHERZ, *Die Mundart der Bündner Herrschaft, Beitr. Schwzd. Gr. 13*, 245; SZADROWSKY, *Rätoromanisches im Bündnerdeutschen*, Bündnerisches Monatsblatt 1931, p. 27. Ihr Ahnherr ist der Geschichtsschreiber CAMPELL, der vor bald 400 Jahren in seiner Rät. Geschichte sagte: «Chur allein spricht ein feineres Deutsch».

akkreditierte Mustermundart heute schon die « gröbsten » Merkmale ihrer Bodenständigkeit wie die *trich-* usw. Lautungen, vielfach auch die Entrundung, aufgegeben, *ɛ* durch *ɐ* ersetzt, Kurzvokale in offener Silbe gedehnt — von der Zerrüttung des Formen- und Wortschatzes zu schweigen. Besonders fortschrittsgläubige Lehrer scheinen dabei oft eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Die Beobachtungen von B. werden hier in einem stellenweise besorgniserregenden Maß bestätigt.

Zürich.

R. Holzenköcherle.

★

ISO MÜLLER, *Disentiser Klostersgeschichte*. Erster Band 700–1512. Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Einsiedeln-Köln.

Die eingehende Würdigung dieses neuen Werkes aus der Hand des bekannten Disentiser Forschers muß den historischen Zeitschriften überlassen werden. Hier aber rechtfertigt sich ein Hinweis darauf schon deshalb, weil die Sprachgeschichte des Vorderrheintals ohne Einblick in die historischen Hintergründe schlechterdings nicht verständlich wird. Seit dem Frühmittelalter entwickelt sich in der obersten Stufe der Surselva im Gotteshaus Disentis ein Kulturzentrum, das dem bisher allein herrschenden Chur immer mehr den Rang abläuft. Die sprachlichen Grundtendenzen der Hauptstadt, wie sie sich bis heute am ausgeprägtesten in Domat und Trin erhalten haben und die in manchen wichtigen Punkten diametral entgegengesetzten Merkmale der Sursassiala (Gegend von Disentis aufwärts), namentlich der Tavetscher und Medelser Mundart nehmen in dem Maße ab, als man sich von den Brennpunkten Chur und Disentis gegeneinander bewegt. Das Gleichgewicht zwischen diesen Ausstrahlungszentren wird etwa in der oberen Foppa erreicht (Gegend von Rueun-Siat. Man beachte z. B. das Verhältnis von Gutturalen und Palatalen in den Lautgruppen *ca-*, *ga-*, ausführlich dargestellt durch R. v. Planta, *RLiR* 7, 87 ss.). Das nördlich von Chur übermächtig gewordene Alemannisch einerseits und anderseits der direkte Kontakt des Surselvischen der obersten Talstufen von Medels und Vrin mit dem südlich des Lukmanier und Greina gesprochenen Alpinlombardischen, letzterer mächtig gefördert durch die Paßpolitik der Casa Dei (> Cadi) in Disentis, trugen ebenfalls dazu bei, die mundartliche Geschlossenheit des Vorderrheintales zu stören.

Die bedeutsamen geschichtlichen Ereignisse in der Surselva von der Klostergründung bis zum Tode des Abtes Johannes Brugger 1512 erforscht Iso Müller auf Grund eines Quellenmaterials, wie man es nach den vielen Bränden, denen das Gotteshaus zum Opfer

fiel, fast nicht zu erhoffen wagte. Für die Sammelarbeit, welche diese großangelegte Klostergeschichte ermöglichte, stattet der Verfasser im Vorwort seinen Mitbrüdern P. Placidus Müller und P. Adalgott Schumacher den verdienten Dank ab.

Neben der Fülle rein historischer Tatsachen, deren wissenschaftliche Deutung zu bewerten wir nicht zuständig sind, bietet Müller recht Vieles, das den Linguisten auch direkt angeht. Wir erwähnen die Angaben über die Siedlungsdichte in der Sursassiala in der Zeit vor der Klostergründung (Sumvitg heißt ja das 'oberste Dorf', Disentis < DESERTINA 'die Einöde') und die wirtschaftsgeschichtlichen Hinweise bei der Beleuchtung des berühmten Testamentes des Bischofs Tello. Höchst willkommen sind ferner die Ausführungen über die sprachliche Zusammensetzung des Mönchskonvents, die Müller an die kritische Betrachtung der in den Verbrüderungsbüchern enthaltenen Listen anknüpft. Die beiden Disentiser Mönchslisten aus dem Reichenauer und Pfäferser Verbrüderungsbuch, im Text als Faksimile wiedergegeben, sind am Schluß, p. 266 ss., zusammen mit der Liste aus dem St. Galler Verbrüderungsbuch und einem Verzeichnis der Mönche von 960–1512 als Anhang abgedruckt.

Zeigen diese ältesten Mönchslisten namentlich an, wie der germanische Einfluß von Norden her immer stärker wird, so geht aus dem fünften Kapitel des Buches « Das Absinken des Lukmanierklosters 13.–14. Jh. » eindringlich hervor, wie unerwartet stark der von Westen her einsetzende Strom der Walser auch in dieser obersten Talstufe zu spüren war. Müller, der dieses interessante Kapitel schon früher eingehend behandelt hat (cf. *Zeitschrift für Schweizergeschichte*, 1936, p. 353–428 und dazu R. Hotzenköcherle, *VRom.* 3, 161 ss.) weiß die Geschichte dieser Walser geschickt mit der Disentiser Paßpolitik in Zusammenhang zu bringen. Ein kleines linguistisches Versehen in diesem Abschnitt ist die Anführung der Flurnamen *Nätschen*, *Furka* und *Planke* im Urserental als Relikte aus dem toponomastischen Landschaftsbild der alten romanischen Bevölkerung. *Furka* gegenüber rätorom. *Furcula* ist typisch walserisch und wie *Nätschen* und *Planke* als appellatives Lehnwort aus der frankoprovenzalischen Kontaktzone mitgebracht. Solche Namen sind also im Urserental wie in den bündnerischen Walserorten bei der Ermittlung des romanischen Namenssubstrates fernzuhalten, wie auch deutsche Namen wie *Crane* (< schweizerdeutsch Chrank-Straßenkehre), *Mises* (< deutsch Maiensäß), *Hof* etc. im rätoromanischen Gebiet, sofern sie zugleich appellative Lehnwörter sind, keine Schlüsse auf die Besiedlung durch die Walser zulassen.

Es sei abschließend auf die sehr gediegene Ausstattung des

Buches hingewiesen. 42 sorgfältig ausgewählte Abbildungen, Karten und Faksimili ergänzen den Text in angenehmer Weise. Ein ausführliches alphabetisches Register erhöht die Benutzbarkeit des Werkes, auf dessen zweiten Band man gespannt sein darf.

Chur.

Andrea Schorta.

★

W. MÖRGELI, *Die Terminologie des Joches und seiner Teile*. Beitrag zur Wort- und Sachkunde der deutschen und romanischen Ost- und Südschweiz, sowie der Ostalpen. *Romanica Helvetica* 13. Max Niehans Verlag, Zürich-Leipzig, und Librairie E. Droz, Paris, 1940.

Nachdem man aus den Monographien von Hans Käser über die *Kastanienkultur und ihre Terminologie*, von Fritz Dorschner über *das Brot und seine Herstellung*, von Renato Stampa über den « *Lessico preromanzo* » hatte sehen können, was das Romanische Seminar an der Universität Zürich mit Hilfe des Motorrades für die Sprach- und sachwissenschaftliche Erforschung des Alpenraumes leistet, durfte man auch von der Dissertation von Werner Mörgeli, der knapp vor Schließung der Grenzen seine letzten Kontrollreisen unternahm, viel erwarten.

Die Geschichte des Joches ist so alt wie diejenige der Landwirtschaft überhaupt. Im Gegensatz zu manchen anderen landwirtschaftlichen Geräten, die allgemein ziemlich gut bekannt sind, weiß über den Bau, die Verwendung und die Terminologie des Joches eigentlich nur der Bauer Bescheid. Diese Isoliertheit des Gegenstandes und die damit verbundene Eigenschaft als Hüter uralter sachlicher und sprachlicher Tradition machen ihn zu einem hochinteressanten Forschungsobjekt.

Die vorliegende Arbeit, die nur zu einem kleinen Teil auf Forschungen von Aranzadi, Braungart u. a. fußt (cf. das ausführliche Literaturverzeichnis), geht in vielen Stücken weit über das bisher vom Joch und seiner Geschichte im Alpengebiet Bekannte hinaus. Mörgeli hat sein wohldurchdachtes, auf Grund des Studiums der Fachliteratur aufgebautes und während der Arbeit im Gelände vervollständigtes Questionnaire an 140 Orten im Alpengebiet vom Gotthard bis zur Etsch-Donau Wasserscheide bei Toblach abgefragt. Davon entfallen auf das rätoromanische Gebiet 48 Punkte, d. h. nicht weniger als $\frac{1}{3}$ der rätoromanischen Gemeinden überhaupt. Der Tessin und die italienisch sprechenden Talschaften Bündens sind mit 20 Punkten vertreten, St. Gallen, Liechtenstein und Deutschbünden mit 29 Punkten, die Lombardei und Südtirol mit 38 und Nordtirol mit 5 Punkten. Ein derart dichtes Netz ist

bisher im Alpenraum auf so weitem Gebiet für Einzeluntersuchungen noch kaum gezogen worden. Es wird überdies noch ergänzt durch die ebenfalls benutzten Materialien des *AIS* und des *DRG*.

Mit der recht komplizierten und für den Laien nicht ohne weiteres verständlichen Terminologie wird der Leser in einem besonderen Abschnitt der Einleitung bekannt gemacht. Eine weitere Erleichterung hätte durch eine beschriftete Tafel mit schematischen Zeichnungen erreicht werden können. Auch im Texte hätte manchmal eine einfache Skizze, wie sie z. B. in A. Bodmer, *Spinnen und Weben* (RH 16) mit Geschick verwendet werden, willkommene Erleichterung der Lektüre gebracht, doch müssen solche Wünsche angesichts der beträchtlichen Summe, die solche Monographien von der Anschaffung des Motorrades bis zur Drucklegung kosten, gerechterweise zurückstehen.

Die Arbeit ist in vier Hauptabschnitte gegliedert, wovon der erste, « Sachgeschichtlicher Überblick », sich mit den Theorien über die Entstehung des Joches in urgeschichtlicher Zeit und dessen Verbreitung auseinandersetzt. Die diesbezüglichen Artikel der bekannten Realenzyklopädien prüft Mörgeli an Hand der oft zitierten Textstellen und der manchmal falsch interpretierten Abbildungen und Reliefs auf Vasen, Denkmälern usw., und es gelingt ihm nicht selten, die Thesen von Braungart, Daremberg-Saglio, Pauly-Wissowa u. a. richtigzustellen und zu ergänzen (cf. z. B. p. 14, 15, 16, 17, 18). Sehr einleuchtend ist die auf p. 15 gegebene Erklärung des Überganges vom Hornjoch zum Halsjoch. Das ist an den Sachen erschaute Geschichte. Hervorzuheben ist schon in diesem Kapitel auch die seriöse Arbeitsweise, die sich vor übereilten Schlüssen hütet; cf. z. B. p. 17, wo die bestechende Tatsache, daß das Verbreitungsgebiet des Stirnjoches sich in den nördlichen Grenzgebieten des Römischen Reiches befindet, ohne weiteren Kommentar mitgeteilt wird.

Der Sachkunde und Terminologie ist das zweite umfangreiche Kapitel gewidmet. Der Übersicht über die Verwendung und Verbreitung der verschiedenen Jocharten folgt die Beschreibung der einzelnen festgestellten Jocharten bis in die kleinsten Details. Hier kann der Verfasser die Fülle des gesammelten Materials und die vielen erschauten Einzelheiten in bezug auf die Sache und ihre Verwendung ausbreiten. Eine genauere Durchsicht der phonetischen Formen rätoromanischer Wörter zeigte, daß Mörgeli sehr gut transkribiert; ich habe keine Fehler von Belang entdeckt.

Die etymologischen Exkurse sind zu einem besonderen Abschnitt vereinigt. Auch hier ist man von der umsichtigen Arbeitsweise sehr angenehm berührt. Die Verbreitung einzelner Worttypen und Formen wird an Hand sehr vieler Belege aus der ganzen Romania

abzuklären gesucht, wobei öfters die Festigung früher vorgeschlagener Etymologien und die Aufstellung neuer Deutungsversuche gelingt. Cf. z. B. § 313 *CAMB-, § 324 CONJUGULA, § 337 JUNGULA, § 352 *SALVANDA, § 362 STATORIA usw. In bezug auf die rätoromanischen Formen seien hier einige Kleinigkeiten ergänzt, bzw. richtiggestellt:

§ 340: *levada* 'Jochbogen' ist kaum Verbalsubstantiv zu *levar*, sondern gehört eher zum Stamm *ALAPA (REW 310; FEW I, 57), der auch in Bünden vertreten ist und wofür in DRG I, 216 die Grundbedeutung 'gekrümmtes Stück Holz als Geräteteil' angesetzt wird.

§ 349: Für die lautliche Entwicklung von RETINA zu *reivna* und *reamna* bietet HEBDOMA eine geeignete Parallele. Cf. meine diesbezüglichen Ausführungen anlässlich der Besprechung der Mundart von Surmeir (VRom. 6, 359). Es handelt sich hier um eine Verschiebung der Artikulationsstelle nach vorne, von der fast alle Stufen in den rätoromanischen Mundarten noch beobachtet werden können: Dental *redna*, interdental fehlen Belege, cf. jedoch die von Mörgeli zitierte Fußnote bei Lutta p. 201, labiodental *revna*, bilabial *remna*. Die Einwirkung von deutsch RIEMEN bleibt also zweifelhaft, um so mehr als auch für *remma* spontane Entwicklung aus *remna* möglich ist, cf. PLANU > *plamn* > *plam* in Vaz. Für die Form *terna* sei noch auf *jerna* < *jenna* < *JENUA 'Gittertüre' (Ardez) verwiesen; zur Geschichte des gedehnten -n- cf. auch *baklinder* < *bakliner* < BETTLINEN (Ardez). Es darf aus all diesen Fällen die These aufgestellt werden: Gedehtes -n- (-nn-), entstanden aus dem Zusammenfall von *d*, *t*, *ǵ*, *č* + *n* (cf. auch INCUDINE > *ančüna* DRG I, 260) hat im Rätoromanischen die Tendenz, sich wieder aufzulösen, wobei das Resultat je nach Ort und Wort variieren kann.

§ 352: Mit der Annahme einer spontanen Entwicklung von *nd* > *nn* im Rätoromanischen behält Mörgeli durchaus recht. Neben der Form *tarschenna* für TRANSIENDA können zu deren Stütze noch angeführt werden: surselv. *classena* 'Zaun, Zaunstecken' (Koll. Pl.) < CLAUSENDA (Huonder, Dis., 57). Aufschlußreich ist ferner oeng. *crapenda* neben ueng. *crapenna* 'Bretterboden ob dem Heustall' (Stampa, Lessico, 134). Cf. ferner *Saronna* (FN) < SERRANDA, hier p. 89 Flurnamen von Chur.

§ 373: Rätoroman. *vas* als Übersetzungslehnwort zu deutsch 'Geschirr' zu deuten ist bestechend. Doch ist dabei immerhin im Auge zu behalten, daß *vas* im Rätoromanischen ein sehr junges Lehnwort ist, das zudem in Teilen von Eb. *vasch* lautet. In ganz Eb. bedeutet heute *vas* auch 'Hosenträger', in Susch-Lavin *dvas* (aus *ün pêr d'vas*?). In Val Müstair versteht man unter *vas* das Flußbett oder Bachbett (urkundlich schon 1777); *il vad*, *vats*,

bats, pl. *ils vats*, *bats* aber bedeutet 'Käsereif aus Tannenrinde', wie solche früher von jedem Sennen hergestellt wurden. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß sich hier ein älteres Wort verbirgt. Angesichts von breg. *bálts* < BALTEU 'Formreif für Käse, Grasband zwischen Felsen' und *bólts* in gleicher Bedeutung in Calantgil (cf. Stampa, Bergell § 9 und RN 169, 171, 468, ferner RH 20, 574) scheint die Annahme berechtigt, BALTEU bilde den Ausgangspunkt auch für engad. *vas*. Für den Wandel von *b-* > *v-* in Eb. und VMüst. cf. RH 7, 60; für AL + Dental > *ā* ibid. § 33, dieses Resultat war einst auch in Eb. von Scuol abwärts allgemein. Möglicherweise ist also bloß die Vereinfachung von *-ts* zu *-s* und die Ausdehnung von *vas* auf ganz Eb. auf die Berührung mit *vas* < VASU zurückzuführen.

In einer Schlußbetrachtung sind die Ergebnisse der sprachlichen und sachlichen Untersuchung nochmals in knapper Form zusammengefaßt. Wer etwa bei der Lektüre des Hauptteils Mühe hatte, überall zu folgen, ist für diese Synthese dankbar. Die abschließenden Register (Sachregister und Wortregister), sowie 15 Abbildungen und drei Karten erleichtern den Zugang zum Inhalt dieses wertvollen Buches. An der ausgezeichneten drucktechnischen Darstellung des Stoffes merkt man die unermüdlich mit helfende Hand von Dr. F. Fankhauser, dem eine ganze schweizerische Romanistengeneration so viel verdankt.

Chur.

Andrea Schorla.

★

WALTER HÖRZ, *Die Schnecke in Sprache und Volkstum der Romanen*, Diss. Tübingen 1938.

Das Latein kannte als Bezeichnung für die nackte Schnecke: LIMAX, für die behauste Schnecke: COCHLEA. Diesen Unterschied der Benennung haben die romanischen Sprachen nicht aufrechterhalten: LIMACE und seine Ableitungen bezeichnen nicht nur die nackte, sondern auch die behauste Schnecke.

Aber weite Gebiete der Romania sind ihren vorromanischen Bezeichnungen treu geblieben: span. aportg. *caracol*, prov. *carcol*, *caragol*, *cacarau*, *cacalaus* usw.; fr. *escargot*; westfr. *ligoche*, *loche*; Aveyron *milhauc*; sursett. *carcadogna*, surselv. *calorgna*, *carcalogna*¹; engad. *lidorna*, *lindorna*; com. *beré*, *beléré*; bellinzon. *neré*; bellun. *scios*; friaul. *lacan*, *lacaj*, *cai*; süditi. *maruca* usw. War diese onomasiologisch gestellte Aufgabe mit so vielen ungelösten Problemen, denen die scharfsinnigsten Etymologen oft vergebens beizukommen versuchten, nicht etwas allzu schwierig für einen

¹ Bezeichnung des Schneckenhauses.

noch so arbeitsfreudigen Anfänger? — Im Kapitel « Schnecke in Volksglaube und in der Sprache » gibt der Verf. eine willkommene Übersicht über die Rolle der Schnecke in der Volksmedizin, im Aberglauben, im Sprichwort, in der Metapherbildung. Der Hauptteil, p. 10–69, bringt die vom Verf. aus allen ihm erreichbaren Quellen gesammelten Bezeichnungen mit den bisher vorgetragenen etymologischen Deutungen, wobei Gerhard Rohlfs wohl mehr als einmal neue Wege diskret angebahnt hat.

Bei so vielen ungedeuteten Formen muß sich der Dissertand darauf beschränken, die Formen möglichst zuverlässig geographisch abzugrenzen und wiederzugeben, die morphologischen und lautlichen Probleme sauber zu erkennen und zu analysieren, während in schweren etymologischen Fragen starke Zurückhaltung geboten war. P. 45 liest man folgendes:

siz. *scumázza* (Prov. Catania) gehört zu it. *schiuma* 'Schaum' (< germ. *skums* 'Schaum' REW, 8013), unter Anspielung auf die Schaumbläschen, die sich bilden, wenn das Tier sich in sein Haus zurückzieht. Dieser Beobachtung entsprang auch der Name *boligána* f., den der AIS (lum. 316) in Cortina d'Ampezzo (Prov. Belluno), Schneller in Ampezzo (Prov. Udine) verzeichnen. Nardo-Cibele führt aus der Gegend von Venedig die Form *buligano* an. Ausgangspunkt dieses Typus ist lat. *BULLICARE* 'sieden'.

Ich spreche mich hier nur zu *boligana* aus. Diese Form ist nach dem AIS in Cortina d'Ampezzo belegt und wird, was hinzuzufügen ist, durch das Wörterbuch von Majoni und Alton s. *sgnec* bestätigt, aber durch Schneller keineswegs, wie Hörz meint, für Ampezzo (Prov. Udine), sondern ebenfalls für Cortina d'Ampezzo belegt¹. Also dieses Wort ist geographisch genau festgelegt. Gegen die Annahme, daß lat. *BULLICARE* 'sieden' Ausgangspunkt für *boligana* ist, spricht zunächst die Tatsache, daß *bulegà* in den norditalienischen Mundarten nirgends 'sieden', sondern 'brulicare, palpitare' bedeutet. Für eine *-ana* Ableitung aus einem Verb müßten im Ampezzanischen oder Zentralladinischen weitere Beispiele beigebracht werden. Das sind alles Feststellungen, die etwa im Bereich einer Dissertation liegen. Ferner darf verlangt werden, daß der Verf. die bisher vorgetragenen Anschauungen vorträgt, ohne daß ihm eine Stellungnahme zugemutet werden kann. Zu ampezz. *boligana* hat sich C. Salvioni, *R* 43, 315 geäußert: er knüpft an vic. *bógolo*, *búgolo* 'chiocciola' an und erklärt durch Metathese *boligana* aus < **BOGOLANA*. Die vicent. Formen trennt

¹ *buligano*, das Hörz nach der *Zoologia popolare* von NARDO-CIBELE für die Umgegend von Venedig vindiziert, kann ich nicht kontrollieren, da mir das Buch unzugänglich ist.

ein ziemlich breiter Streifen von *scios* 'chocciola' von ampezz. *boligana* (cf. AIS 3, 459): liegt unter *scios* ein älteres *bóvolo*? Hat *boligana* nichts zu schaffen mit Pozza (unter Fassa) *boagnet* (Rossi, mit -añ- Ableitung), mit *buyáyñ* des P. 328 des AIS (< *bo(v)añ*, cf. *buyaće* < *bo(v)acea* VI 1173), mit Comelico *buán* (mit -ANU Suffix neben *buón*, Tagliavini 100)? Ob nun das lat. *BOVE* 'Ochse', wie zuletzt Prati, AGI 17, 425¹ vorschlägt, der Ausgangspunkt all dieser Formen ist, bleibe dahingestellt². Wichtig ist, daß Zusammengehöriges lautlich und morphologisch sorgfältig geprüft wird.

Auf dem französischen Boden mag ein weiteres Beispiel zeigen, wie ein Problem neue Förderung erfahren kann. Der ALF, K. 790 770 zeigt nördlich der Gironde ein Gebiet *loche* 'Nacktschnecke', das bis an die Nordküste der französischen Bretagne hinauf reicht; daneben treten, nördlich unmittelbar an *loche* anschließend, '*likoche*' (P. 407, 311, 209), '*ligoche*' (P. 316) auf; '*ligoche*' ist in den Wörterbüchern eine ebenso häufige Variante wie '*licoche*': Martellière, Vendômois: *lig-*; Thibault, Blésois: *lig-*, *lic-*; Eudel, Blésois: *lig-*, *lic-*, Alençon: *ligoche*, Pithiviers (Orne), Vienne: *licoche*, Beaumont-sur-Sarthe (Sarthe): *ligousse* (Rolland, Faune 3, 212), aveyron. *ligouoto*, *ligoto*, *liouoto*, *lioto* (Vayssier), aber *ligoche* in Arcy-sur-Cure (arr. d'Auxerre, nach Jossier). Welches ist das Verhältnis von geographisch eng verkettetem *loche*, *ligoche*, *licoche*? Gamillscheg setzt ein gallorom. **LIGOCCA* an, das zu einem gall. **ligja*, **ligita* 'Schlamm' zu stellen ist. Aus *licoche*, fügt Hörz (p. 42) hinzu, wäre dann durch Ausfall des Palatals *lioche* entstanden, aus dem schließlich *loche* hervorging. Manches ist nicht befriedigend. Bei dem von Gamillscheg angesetzten **LIGOCCA* versteht man nicht die Erhaltung von intervok. -g- im nördlich der Loire belegten *ligoche*, *licoche*, noch weniger das Verhältnis zum geographisch untrennbaren *loche*. Nun ist *ligoche*, *loche* durch einen von Osten eingebrochenen Streifen *limace* getrennt von dem lautlich merkwürdigen languedoc. *milauko* (Lot, Tarn, Hérault, Aveyron), das nach Westen und Süden von einer nach *limak* angeglichenen Form *limauk(o)* umschlossen ist. Trennen wir vorläufig die erste Silbe *mil-* von *mil-lauco*-³ ab, so liegt eine Form

¹ Der genannte Artikel PRATI's wurde von Hörz volkscundlich und sprachlich nicht genügend zu Rate gezogen.

² BOVA 'Schlange' könnte ebenfalls in Betracht kommen: cf. das Verhältnis von *Schnecke* zu *Schnacke* 'Schlange' (beide kriechend!) im Germanischen.

³ Steckt in dieser ersten Silbe ein gall. *mil-* oder *mel*? (cf. breton. *melc'houeden*, moy.bret. *melfeden*, cym. *melwod-en* 'Schnecke').

-*lauko* vor, deren mouilliertes *l* offenbar auf ein **liauca*, vielleicht noch älter auf **liwauca* zurückführt. Da ein intervokalisches -*g*- in Nordfrankreich wohl nur auf älterem germ. oder gallischem -*w*- beruhen kann, so werden wir also von *ligoche*¹ auf eine Grundform **LIWAUKA* zurückgeführt. Auch die Form *loche*, die sowohl 'Nacktschnecke' wie 'die Schmerle' bezeichnet, muß nach Ausweis von bearn. *lauquet* 'loche, petite limace', Gard *laouketo* (Gary), auf *lauca* beruhen: ja, wenn afr. *loche*, norm. *loque* alt-einheimisch sind, so müssen wir sogar ein **LAUCCA* ansetzen, dessen -*cc*- verschieden gedeutet werden kann. Überlegungen anzustellen, bedeutet Förderung der auf vorromanischem Boden nur tastend vorwärtsschreitenden Forschung, selbst wenn später ein jüngerer besser ausgestatteter Etymologe neue Wege einschlagen sollte. — Nehmen wir noch ein Beispiel aus dem Rätoromanischen. Das engad. *lidorna*, *lindorna*, wenn auch nur vermutungsweise, mit semantisch und lautlich weit entfernten cal. *lindrune* 'Müßiggänger', fr. *lendore* 'träger Mensch' in Verbindung zu setzen, ist abwegig: zuerst wäre festzustellen, daß das Suffix -*orna* wieder in surselv. *lagorgnia*, *calorgna* 'guscio della lumaca' auftaucht. Man wird sich auch die Frage stellen dürfen, ob der Anklang der zwei ersten Silben von sursett. *calčadoña* 'Schnecke mit Haus', *carcadogna* 'guscio delle lumache', Schams *karkaloña* mit südfr. *cacaláu*, *cacarlaus*, *cacarau*, *cacaraulo* usw. auf einem bloßen Zufall beruht. — Zu *bercé*, *beléré*, *neré* 'Schnecke' war R. Stampas *Contributo* (RH 2, 39) einzusehen.

Die onomasiologische Studie von W. Hörz ist eine reiche, sauber geordnete Materialsammlung mit etymologischen Exkursen, die immer wieder zu Rate gezogen werden wird.

J. J.

★

WALTER BRINKMANN, *Bienenstock und Bienenstand in den romanischen Ländern*, *Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen*, 30. Hansischer Gildenverlag, Hamburg 11, 1938, 200 p.

Das mit 57 Photographien, neun Skizzentafeln und vier Sachkarten ausgestattete Werk von Walter Brinkmann ist eine vorbildliche Arbeit auf dem Gebiete der großzügigen Sach- und Wort-

¹ Schwanken zwischen -*g*- und -*k*- findet sich in Westfrankreich häufig: *fatiguer* : *fatiquer*, *vagabond* : *vacabond*, vendôm. *ligouaner* : *licouaner*, *découler* : *dégouler*, *cacouet* : *gagouet* 'derrière du cou', *egoïne*, älter *escohine* usw.

forschung, die ebenso sehr dem Verfasser wie dem Leiter des Seminars für romanische Sprachen und Kultur in Hamburg zur Ehre gereicht. Die Tatsache, daß bedeutende Vorarbeiten bereits vorlagen — diejenigen des Sachforschers Armbruster oder der Kommentar der Karten 1157, 1158 des AIS, die Materialien des *Glossaire des patois de la Suisse romande* oder des *Dicziunari rumantsch grischun*, ferner die von F. Krüger und seiner Schule auf der Pyrenäenhalbinsel gemachten Feststellungen — vermindern keineswegs unsere Achtung vor dieser Leistung. Überlegte sachliche Gruppierung eines gewaltigen Materials wie eine im ganzen zutreffende etymologische Interpretation der sprachlichen Bezeichnungen des Bienenstocks und Bienenstandes sichern der Arbeit ihren dauernden Wert. Einzig das Fehlen eines Wortindex ist zu bedauern. Die Nachlese wird das sachliche Bild kaum mehr stark verändern können; dagegen verspricht die etymologische Erforschung der dunkeln Ausdrücke noch mancherlei Aufklärung der vorhistorischen Technik der Bienenzucht.

Ein erstes 65 Seiten umfassendes Kapitel stellt die Verbreitung der verschiedenen Bienenbehältnisse dar: hohler Baumstamm, verschiedene Typen des Bretterkastens, die vorwiegend in Südeuropa bekannten tunnelförmigen, walzenförmigen Bienenwohnungen, die aus Ferulastäben hergestellten Kästen und die aus Korkrinde gefertigten Zylinder. Dagegen sind für die kontinentale Romania (Rätien, Frankreich) die Rutenkörbe und Strohkörbe charakteristisch, die sich in Zentraleuropa wieder finden.

Zu CAPHINU stellt Brinkmann wohl kaum mit Recht die in der Gascogne belegten *cabén*, *caboun*. Da der *Petit Dict. prov.-fr.*: *caven* bietet, das im großen *Suppl. Wtb.* noch nicht registriert ist, und da die alte Form durch modernes bearn. *cabén*, *cobén* bestätigt wird, ist die Ansetzung von CAPHINU fraglich: zu STEPHANU gibt es m. W. kein **Estebén*. Weiterhin vertragen sich die Formen *caune* kaum mit CAPHINU, das im Gascogn. wohl **coben* (cf. *Estében*), aber nicht *caune*, *obén* ergeben hätte (cf. auch aprov. *cofin*, *cofre*). Da zudem weder arag. *cuévano* noch cat. *cove* 'Korb' m. W. einen Bienenbehälter südlich der Pyrenäen bezeichnen, so ist auch der sachliche Zusammenhang von *cabén* mit dem arag.-cat. Ausdruck nicht naheliegend. Es bleibt wohl nur Verknüpfung mit *cábe*, *cauo* 'cave, creux, ravin, creux d'un sillon', *cau*, *caue*, *cabe* 'creux, cave, anfractuosité dans un rocher' zu erwägen: man hätte also vom Begriff 'hohl' auszugehen. Bemerkenswert ist das Suffix -ENU, -ENA in *cavén*, das wiederkehrt in span. *colmena*, in rätoroman. *baseina*.

Piem. *garbin*, *gherbin* 'truogolo, arnia, vaso di figura quadrangolare e costruito di pietra o di muro' muß in einen weiteren

Zusammenhang hineingestellt werden: den aus Rinde oder Buchen- oder Tannenholz gefertigten Formreif, mit dem man die eben aus dem Kessel gezogene frische Käsemasse einfaßt, bezeichnen die Sennen im romanischen Wallis mit *zerbwo*, *dze*, *dzi*, *zër*, schwd. *yërb*, Simmental *gërb*, die alle auf eine Grundform *GARB* zurückgehen (*SchwId.* 3, 68; Luchsinger, *Molkereigeräte*, p. 30, 34; Frehner, *Älplersprache*, p. 74), das sich auch in Italien wieder findet: *genues. garbia* 'cassino, cerchio die asse assai sottile con cui si fanno gli stacci ed i crivelli', *parmig. garba* 'cerchio dello staccio che tien tesa la stamigna', *berg. sgàrbola* 'sorta die crivello grande a fori minuti e fitti per cernere il semolino nella madia' (Tiraboschi) (weitere Formen als Korbbezeichnung in Italien *AIS* 8, K. 1489, 1491, 1492). Hierher gehören auch Isonne *gàrbel*, Antrona *žgàrbul*, *zg-* 'forma quadra per la ricotta', *žgarbya* 'cassa di legno intorno alla mole del mulino' (Nicolet), Val Anzasca *gàrbul* 'cerchio di legno che serve per dare la forma al formaggio' (Gysling, p. 88, 156, 170). Andererseits kennt auch Mistral *garbo* 'tronc d'arbre creux, trou' (Alpes), *garbén* 'corbeille' (Alpes), Barcelonnette *garbà* 'caverneux en parlant d'un arbre', Haute Ubaye *garba* 'caisse divisée en vingt compartiments où passe le fil à ourdir'. Wichtig ist, daß in den provenzalischen Alpen nicht *dz-* < lat. *g^a*, sondern *g-* auftritt: dies führt zur Erkenntnis, daß eine Grundform mit anlautendem *w-* vorliegt, cf. J. Jud, *VRom.* 1, 201 und J. U. Hubschmied, *VRom.* 3, 103. All das führt uns weit ab von *KERBA* (*REW* 4090 und Gamillscheg, *Rom. germ.* 2, 146). Wir haben hier wiederum eines jener vorromanischen Wörter, die vom Tessin hinüber nach den französischen Westalpen reichen, auf die zuletzt S. Sganzini, *VRom.* 2, 89 ss. hingewiesen hat. Man wird also für die Erklärung von piem. *garbin* nicht von der abstrakten Bedeutung 'hohl', sondern eher von derjenigen des Klotz- oder Kastenstülpers ausgehen, der ja auch heute noch im Piemont vorherrscht.

Schade, daß der Verf. nirgends den vorrömischen Anteil an der Terminologie der Bienenzucht zusammenstellt. Wählen wir als Standort die Provence, so sind nichtromanisch: *brusc*, dessen Verknüpfung mit lat. unerklärtem *BRUSCU* vorrömische Herkunft keineswegs ausschließt, *BRISCA* 'Wabe' (*FEW*), *aprov. bodosca*, *bedosca* 'marc qui reste dans la presse, lorsque la cire des gâteaux à miel en a coulé par effet de la compression' < *BOTUSCA* (*FEW*; *Mélanges Duraffour*, p. 202 N). Es sind also die charakteristischen Ausdrücke, die vorromanisch sind, sogar die sonst durchromanisierte Toscana zeigt das vorromanische *arnia*. Bezeichnend ist, daß lat. *FAVU* 'Wabe' sich weder in Oberitalien (*AIS* 1159) noch in den Alpen (cf. *REW* **impago*) noch in Frankreich durchzusetzen vermocht hat.

Der Strohkorb scheint nach Armbruster von Zentraleuropa aus nach Nordfrankreich und in die Alpen unter Verdrängung älterer Bienenbehälter (Rindenstülper, Sargstock) eingedrungen zu sein. Der Strohkorb ist also in die Serie jener zentraleuropäischen Geräte einzureihen, die seit zwei Jahrtausenden von Norden nach Süden vordringen: der zweiteilige Dreschpflegel, ferner der vierrädrige Karren und die Sense auf Kosten des zweirädrigen Wagens und der Sichel.

Die von Brinkmann so gründlich behandelte Sachgeschichte und Terminologie des Bienenstocks und Bienenstandes liefern wertvolle Bausteine für den Aufstieg der bäuerlichen Sachkultur Europas¹.
J. J.

★

Le Roman du Comte de Poitiers, poème français du XIII^e siècle, publié avec introduction, notes et glossaire par Bertil Malmberg, Etudes romanes de Lund, publiées par Alf Lombard, I, Lund, C. W. K. Gleerup, Copenhagen, Ejnar Munksgaard, 1940, 210 pages.

Le Roman du Comte de Poitiers a été publié en 1831 par Francisque Michel et en 1937 par M. V.-Frédéric Koenig. Deux romanistes de premier ordre ont publié des comptes rendus de l'édition Koenig: M. Jeanroy, *NM* 39, 198–199, M. Långfors, *R* 64, 409–412. On est donc étonné de voir qu'une nouvelle édition se publie du même texte trois ans après la parution de l'édition Koenig, tandis que grand nombre de manuscrits intéressants restent inédits dans les bibliothèques. Nous allons voir que les passages que M. Koenig n'a pas réussi à bien comprendre et expliquer ne sont le plus souvent pas plus clairs dans l'édition Malmberg.

Encor pert les les desrubans
Par ou Taillefers s'en ala,
20 Li bons cevaus qui (= que) li dona
Grains d'or, li fix de sa seror.

M. Malmberg met une virgule après *desrubans* et croit à tort que *li bons cevaus* (v. 20) est le sujet de *pert* du v. 18. Le sujet de *pert* est le vers suivant *Par ou Taillefers s'en ala*; cf. les exemples suivants où la phrase qui suit est de même sujet de *pert*: *Bien pert as tez quex est li poz*, *Roman de Renart*, éd. Martin, VI, 95. *Il pert bien aus murauz* (*Bien pert as granz mureax*, autre ms.)

¹ Für die Kenntnis der Bienenzucht in der Champagne wäre die Einsicht in die *Documents relatifs au comté de Champagne et Brie*, 1914, gloss. s. *mouche* (= mouche de miel), die der Verf. nicht kennt, sehr wertvoll.

Queus paines, queus travaux Orent li ancien, Li proverbe au vilain, éd. Tobler, 160. Le sens des vers 18-19 est donc: « on voit encore près des précipices la route de Taillefer (visible par les empreintes des sabots laissées par le cheval et apparaissant toujours selon la croyance populaire) »; cf. Långfors, *R* 64, 409.

27 *Tot si con la mers aviroune.*

M. M. renvoie à un exemple identique de la *Chronique des ducs de Normandie* et compare le v. 1499: *Tant con li trosnes aviroune*. Ce vers se trouve presque identique dans *Cristal et Clarie*, éd. H. Breuer: *Si con li tronnes avironne*, 6723.

175 Vo biauté tesmougne et despont
Qu'il n'a si bele en tot le mont,
Ne roïne ne castelaine,
Chiertes nis la roïne Helaine,
179 Qui onques *just* de vo valor.

M. M. cherche à montrer que *just* est une autre graphie de l'indicatif *ju*, car « on aurait attendu *ju* ». C'est une erreur. Le subjonctif est normal dans une proposition relative (v. 179) qui se rapporte à une principale négative (v. 176). Le vers 33, qu'allègue M. M., est une principale et n'est pas comparable.

314 Ces ensagnes mostrés *ançois*
Que vous n'en soies bien creüs.

La discussion confuse de M. M. dans la note trahit qu'il voit dans *ançois* un adverbe. Mais *ançois que* est ici la conjonction « avant que », partagée comme très souvent sur deux vers et suivie d'un *ne* explétif comme dans Renclus de Moiliens, *Miserere*, éd. A.-G. van Hamel: Et quant voit (Envious) k'autrui ne porroit Nuisir se a soi ne nuisoit, Tant het autrui amendement K'a sen damage *anchois* s'assent K'il ne fache autrui mal present, CX, 4-8 (traduit « avant que » dans le gloss.), et dans l'exemple de Robert de Blois dans Godefroy, art. *ainçois*. Le poète veut dire: Il faut montrer les preuves, auparavant on ne pourra pas bien vous croire. On voit par les vers 339 ss. que c'est seulement après avoir exhibé les preuves qu'il est cru.

338 Cele nuit li fi ge trois fois.

De l'expression *le faire à une femme* au sens érotique M. M. ne cite qu'un exemple de Raoul de Cambrai. De nombreux exemples de cet euphémisme et de son synonyme *faire cela*, *faire la chose* sont enregistrés dans mon *Lexique du Roman de Renart*, art. *faire*. Dans *Joufrois*, éd. Streng-Renkonen, on trouve *o faire* 1711, 4333. Cf. encore Tobler, *Vermischte Beiträge*, II², p. 262 (II¹, p. 239).

Ore est molt grant ma segnorie,
352 *Moie* est Poitaus et Normendie.

La forme *moie* a intrigué beaucoup M. M., qui propose de lire *miens*. M. Melander, dans son pénétrant compte rendu de l'édition Malmberg (SN 13, 308–316), propose de lire *moi*. Mais *moie* pourrait se rapporter à *segnorie* du vers précédent: *Moie* (sc. ma segnorie) est Poitaus et Normendie. Le singulier du verbe (*est*) est tout naturel quand deux sujets reliés avec *et* suivent le verbe; cf. Sneyders de Vogel, *Syntaxe hist. du fr.*, § 189.

368 *Salemons fu honis par feme.*

Pour Salomon comme le type de l'homme trompé et bafoué par une femme M. M. renvoie seulement à *Violette* 1294–95. De telles allusions à Salomon sont très fréquentes dans la littérature française du moyen âge. On cite souvent en même temps Samson, David ou Adam; cf. par exemple *Bible Guiot*, 2134–2137, Brunetto Latini, *Livre dou Tresor*, éd. Chabaille, II, chap. LXXXIX, *Roman de Troie*, éd. L. Constans, 18044–18048, 18452, *Roman des sept sages*, v. 424 ss., *Modus*, 204, 75–79; cf. Tobler, *Jahrbuch für rom. und engl. Sprache und Lit.*, 13, p. 104–108. Ces allusions à Salomon, Samson et Adam proviennent de l'*Epistola Hieronymi ad Nepotianum de vita clericorum et monachorum*, où saint Jérôme conseille aux ecclésiastiques d'éviter toute communication avec les femmes: Omnes puellas et virgines Christi aut equaliter ignora, aut equaliter dilige. Ne sub eodem tecto mansites, nec in preterita castitate confidas. *Nec sanctior David, nec Sansone fortior, nec Salomone potes esse sapientior*. Memento semper quod paradisi colonum de possessione sua mulier eiecerit. Cf. *Apologia David* par saint Ambroise, éd. Migne, *Patrologia latina*, 14, p. 892, et le commentaire des *Proverbes* de Salomon publié par Marianus Victorius, *Opera divi Hieronymi*, Romae, 1565–1572: *Et ipse Salomon sapientissimus virorum, ut Samson fortissimus, ut David mansuetissimus*, cap. I, 7 (tous trois trompés par une femme).

420 De male flame soit bruïe
Ma chars et a porre ventee.

La note du v. 421 est beaucoup trop longue. La proposition de changer *et a porre ventee* en *et la porre ventee* est vaine. Comme si souvent *ma chars* est employé pour le pronom personnel; M. M. signale dans la note 712 le même emploi de *cors* 732, 1536, mais on le trouve encore 509, 1108 (cf. 1110), 1112 et 1137 (cf. 1131). Il aurait suffi de rappeler la construction personnelle

de *venter* du vers 192: Anchois *soie jo...* Arse, *ventee* et *garallie*.

Le comte, exaspéré par la prétendue infidélité de sa femme, lui dit:

On vous devroit ardoir en cendre
 Con laron qui enble par fosse.
 Je cuię que de lui estes grosse.
 515 *A mains de coupe le prent on.*

M. M. met un point virgule après le v. 514 et adopte la correction proposée avec hésitation par M. Långfors (*R* 64, 410): *A mains de coupes empraint on*. Il ne paraît pas nécessaire de changer *le prent*. *Mains* du v. 515 est le mot *moins* comme aux v. 166, 313 et 1422, et le comte veut dire: On vous devrait (à cause de votre infidélité) brûler vive comme un voleur de grand chemin. Je crois que vous êtes enceinte. On prend, arrête le voleur à cause de moins de culpabilité, c'est-à-dire pour un crime moins grand (que le vôtre). En autres mots, il considère le crime de sa femme plus grand que celui d'un voleur qu'on brûle vif. Le fait que *le* du v. 515 est séparé par un vers entier du mot *larron* auquel il se rapporte n'a rien d'étonnant; le vers 514 est une parenthèse.

521 Vos *giex* soloie jo amer,
 Mais or me sont dur et amer.

M. M. enregistre *giex* sous l'art. *ex* «yeux» de son glossaire et il dit à la page 74: «Dans le groupe *gi* de la forme curieuse *giex* (< ὀκύλος) 521, nous voyons une graphie pour yod (= *iex*)», et à la page 63: «Le copiste connaît *ex*, *iex* et la forme curieuse *giex* 521. Dans cette dernière, nous voyons une graphie aberrante pour *iex*». Il n'en est rien. *Giex* est la forme connue de *jeu* en ancien français; d'autres exemples de la même forme se trouvent dans le *Roman de Troie*, éd. L. Constans, art. *giieu*, et Godefroy, IV, art. *giieu*. Le sens du mot au v. 521 est «jeu amoureux» comme dans les exemples suivants: La bouche li baise (la dame) et le vis, Et il à lui, puis s'entrefont Le *giieu* por quoi assemblé sont, Montaignon, Raynaud, *Recueil général et complet des fabliaux*, III, 282. Soz la cortine se sont mis; Et cil s'est tantost entremis De *ce jeu c'amors li demande*, *ib.*, IV, 137. Un jor estoient en lor lit, O il faisoient lor delit; La dame, à cui li *jeus* fu bons, Dist au vallet, qui tot est suens, *ib.*, 144. Voir les autres renvois donnés sous l'art. *joiel* de mon *Lexique du Roman de Renart* et cf. Godefroy, IV, art. *giieu*, X, art. *jeu*. Au vers 521 le mot est au pluriel comme dans le fabliau suivant: Frere Symons fist vers li tant Qu'il fist de li touz ces aviaux, Et li aprist ces *geux* noviaux, *op. cit.*, III, 268. Le comte veut dire aux vers 521–522 qu'il aimait autrefois

les jeux amoureux de sa femme, mais maintenant après son infidélité il y a perdu tout goût. Un tel mot n'est pas de nature à étonner chez un auteur qui s'est permis les passages grossiers 42-46, 309-313, 337-338.

Sire, il me va molt mesceant,
645 Ne vous aroie aconté hui
Tot le moitié de mon anui.

Dans la note à 646, M. M. traduit *tot* par « même »: « je n'aurais pas pu vous raconter même la moitié de mon chagrin aujourd'hui, même en parlant toute la journée ». C'est une erreur. Le même emploi adverbial de *tot* invariable près d'un régime direct du verbe raconter se trouve dans Renclus de Moilliens, *Miserere*, éd. A.-G. van Hamel: Por escouter court et racourt Et tout raconte a terme court Les consous k'on a en lui mis, CXIV, 4-6. Le sens de *tout* est ici comme au v. 646 « tout à fait » ou « entièrement », comme le traduit van Hamel au gloss. L'emploi de *tout* est le même dans les exemples suivants: Tot veil (l'archevêque) do munt la soastume, Estienne de Fougières, *Livre des manieres*, éd. Josef Kremer, p. 127, v. 473. S'il a grasse oie ou geline Ne gastel de blanche farine, A son saignor tot la destine Ou a sa dome en sa gesine, *ib.*, 693-696. Ço est l'amirail, le viel d'antiquitet, Tut survesquiet e Virgilie e Omer, *Chanson de Roland*, 2616. L'emploi est identique dans l'exemple suivant, avec la différence que le régime direct du verbe jurer est toute la phrase suivante: Quant li deien a tot juré Que l'ostel en sera curé, Ce ne pout mais estre enduré, *Livre des manieres*, 245-247. Un autre exemple du même emploi adverbial de *tout* près du régime direct d'un verbe se trouve, semble-t-il, ailleurs dans le *Comte de Poitiers*; voir ci-dessous la discussion du vers 1516. Dans cette fonction adverbiale *tout* s'explique le plus naturellement comme un emploi secondaire du mot près d'une expression adverbiale comme dans les exemples suivants: Onques n'en fu a li parlé, Ne ne fu tot par le suen gré, *Roman de Troie*, éd. L. Constans, 26470. Et Dex! que feiz o ton toneire? Por quei nel tues tot en eire? Estienne de Fougières, *Livre des manieres*, 230.

668 Atant lairomes cil de li.

C'est le texte du ms., que M. Långfors (*R* 64, 410) propose à juste titre de corriger en *A tant lairomes ci de li*. M. M. rejette à tort cette excellente correction du savant romaniste et croit meilleure la leçon *Atant lairomes iceli*, trahissant ainsi, semble-t-il, son ignorance de l'expression *laisier de qn* quand l'auteur cesse de parler d'une personne: Or, vous *lairons de* Renier de Trit, si revenrons à l'empereur de Constantinoble, Villehardouin, dans

Litré, *laisser*, *Hist. Or lairons de ceus de Coustantinoble*, qui en grant douleur sont, si revendrons au duc de Venice, Villehardouin, Paris, Jeanroy, *Extraits des chroniqueurs fr.*³, p. 73. De Robiert un poy vous *lairai*, Dusqu'a petit i revenrai, *Robert le Diable*, éd. E. Löseth, p. 65 Var. *De lui vous lairai ore chi*, Gerart de Nevers, *Roman de la Violette*, éd. Buffum, 3842. Le dernier vers est presque identique à celui qui a été restitué par M. Långfors et convaincra M. M. de l'inutilité de la leçon proposée par lui. *Cil* est ici une graphie inverse de *ci* assez fréquente dans les mss.; cf. mon éd. de *Modus*, I, p. XXXI, et Jean Renart, *Galeran*, éd. L. Foulet, p. XXXVII-XXXVIII, où l'on trouve deux exemples de la graphie *cil* pour *ci* (v. 2309).

Par mi la teste grant et lee
Li a donné tele colee
Qui molt li fu pesans et sure.
720 Mais il ot la teste si dure
Que ne l'empira un espi.

Le ms. porte au v. 721 *Qui*, et M. M. dit en note que « la correction de *qui* en *que* s'impose ». Il n'en est rien. Il faut maintenir *qui*, en transcrivant *qu'i* (= *qu'il*). La forme *i* pour *il* est fréquente; cf. mon éd. de *Modus*, I, p. XXXI. La forme *i* « il » se trouve du reste ailleurs dans le *Comte de Poitiers*. Au v. 968 le ms. offre *Qui* que M. M. transcrit cette fois avec peu de conséquence *qu'il*. Il aurait fallu transcrire *Qu'i* comme au v. 721: Nus ne l'esgarde qui ne die *Qu'i* n'a si bele dame en vie, v. 968.

Vous estes loiaus, dame ellite,
840 Et jou sui cuvers et *traïte*.

M. M., ne connaissant la forme *traïte* pour *traître* que dans des textes du XIV^e siècle, doute de l'authenticité de la rime *ellite* : *traïte*. Il a tort. *Traïte* se trouve par exemple dans le ms. *h* du *Roman de Renart* (XI, 904, 921), qui date du XIII^e siècle (cf. éd. Martin, I, XXII et III, 383).

Li castelains estoit vestus
De dras de soie a or batus.
Rose, la contesse, a devise
Fu vestue d'une cemise
935 Plus delie d'un fil d'iragne.
Ouvree fu dedens Espagne.
Desous son *pelicon* hermin
Vestue d'un vermeil samin
Qui molt ert avenans et biaux.

- 940 De fin or i ot cent oisiaux.
 Molt li sist bien et a mesure...
 947 Mantel ot de sidoine ouvré,
 Par dedens de sable fourré.

M. Koenig se demande (p. 51): « Comment la comtesse peut-elle porter en même temps une pelisse d'hermine et le manteau doublé de zibeline qui est mentionné au v. 947? C'est sans doute Harpin qui porte la pelisse, les vv. 937-941, qui devraient suivre le v. 932, ayant été déplacés. Dans ce cas, le v. 938 doit être lu: *Vestu fu d'un vermeil samin...* » M. M. trouve ce changement hardi et arbitraire. « A notre avis », dit-il dans la note à 931-948, « il n'est pas tout à fait exclu que la comtesse puisse porter en même temps une pelisse d'hermine et un manteau doublé de zibeline ». Dans une question de ce genre il faut pour s'assurer consulter les ouvrages qui traitent du costume féminin au moyen âge. M. E. R. Goddard, *Women's Costume*, Baltimore, 1927, p. 190, cite un passage de la *Chronique des ducs de Normandie*, où une femme porte un manteau sur la pelisse, signalant à la page 188 que la pelisse était « a garment worn for warmth in cold weather ». Dans son excellent glossaire du *Cantar de mio Cid*, M. Menéndez Pidal nous renseigne que de même, dans l'Espagne du moyen âge, « las dueñas traían, como los caballeros, el brial sobre la camisa, y sobre él ponían las pieles armiñas ó pellicones y los mantos » (p. 515), ajoutant: « claro es que la piel no era tolerable en verano » (p. 514). Du reste il n'était pas nécessaire de sortir du cadre du *Roman du comte de Poitiers* pour résoudre la question. Les vers 698-700 attestent l'usage de porter en même temps pelisse et manteau: Les plois del mantel tresperça, La cote, le pliçon hermin. Selonc la chemise de lin L'aguillons au serpent passa. Il s'agit là d'un homme, mais il est bien connu, comme le signale M. Goddard, p. 7, que le costume était à peu près le même pour les deux sexes au moyen âge; cf. aussi le premier passage de M. Pidal cité ci-dessus.

- 1063 Li quens en rist, si dist: « *Savoir*,
 Dame, j'en ferai mon pooir. »

Il faut écrire: Li quens en rist, si *dist savoir*: « Dame, j'en ferai mon pooir ». Il aurait suffi de consulter l'art. *saveir* de Godefroy (X, 636 c) pour trouver des exemples de *dire savoir* « dire une chose sensée ».

- 1036 Qui li donast Cartres et Blois,
 Monloon et Rains et Paris,
 Ne donast il, ce m'est avis,
 1039 Sa feme por autre escangier.

Dans la note 1036 M. M. discute confusément la construction des vers 1036–1039 qui est du type *Tout vient à point qui sait attendre*, où, comme il dit, « *qui* est en même temps nominatif et datif ». D'après M. M. « l'explication en doit être la confusion des deux formes *qui* et *cui*, qui commence à se faire sentir très nettement à cette époque ». Si la confusion de *qui* et *cui* en France était pour quelque chose dans la formation de cette construction, comment expliquer son existence en latin déjà (*qui doluit, tollis gemitus*, Venantius Fortunatus, cité par Diez, *Gramm. der rom. Sprachen*, III², p. 367)? La construction est une anacoluthie; M. M. ignore la discussion de cette construction, sur laquelle on peut se renseigner dans Lerch, *Hist. franz. Syntax*, II, 326.

Furent (le comte et la comtesse) la nuit andoi
ensamble.

1235 La fu engenrés, ce me samble,
Li miudres qui onques nasqui.
Signor, çou fu li bons quens Gui.

M. M. dit dans la note 1237 et à la page 29 qu'il s'agit au v. 1237 comme au v. 863 d'une « invocation à Dieu, interrompant comme ici le récit d'une manière assez naïve ». Voici le v. 863: Li quens s'eslaisse en un prael. Escortement prist a prier Dieu qu'il li reнге sa moullier. *Segnors*, c'est voirs, ensi creons, C'ains ne fu mortex traïsons Tant orible ne tant coverte Que enviers Dieu ne soit aperte. M. M. change *Segnors* du v. 863 en *Segnor*, car « un nominatif analogique *segnors* n'est pas attesté dans notre texte » (p. 96), croyant que *segnor*, restitué ainsi au v. 863, comme *signor* du v. 1237 est un cas régime sing. faisant en fonction de vocatif. A l'appui de son interprétation M. M. cite les exemples suivants (p. 96): *Seignour*, or faites pais, s'il vous plaist, escoutez, *Fierabras*, v. 1. Deus! *seignor*, por quoi n'i pensez, *L'Antéchrist*, éd. Walberg, 791. Dans aucun de ces deux cas il ne s'agit, comme le croit M. M., d'un « accusatif employé comme vocatif » (p. 96); *seignor* est au contraire comme au v. 1237 un nominatif pluriel employé comme vocatif et par le mot *seignor* le poète n'invoque pas Dieu, mais s'adresse aux auditeurs. M. M. aura seulement à consulter les *Incipit* de Långfors, art. *seigneur*, pour se convaincre combien les poètes du moyen âge apostrophaient ainsi fréquemment leurs auditeurs. Il faut se rappeler que l'auteur du *Comte de Poitiers* commence son poème en s'adressant aux auditeurs: *Oïés por Dieu, le fil Marie, Chançon de molt grant segnorie*, v. 1–2. *Segnors* du v. 863 n'est donc aucunement à changer en *Segnor*, comme l'a fait M. M. C'est un cas régime plur. faisant en fonction

de vocatif comme dans le vers suivant du *Roman de Renart*: *Seigneurs, oï avez maint conte Que maint conterre vous raconte*, II, 1-2.

As jermaus de lor cols oster
1445 Veïssiés cascade trambler.

La note 1444 montre clairement que M. M. ne s'est pas familiarisé avec cette construction. Au lieu de renvoyer à Foulet, où l'on semble avoir affaire à un pronom personnel, il aurait fallu renvoyer par exemple à Nyrop, *Gram. hist.*, II, § 505, ou à la note 5 du *Vrai aniel*, éd. Tobler.

Et dist: « Sire, s'il ne vous poise
1462 Et vous vos i asentisiés...

La trop longue note des vers 1461-1462 trahit l'embarras de M. M. vis-à-vis du subjonctif *asentisiés* dans la seconde proposition conditionnelle. De nombreux exemples de la suppression de la conjonction et de l'emploi du subjonctif dans la seconde de deux propositions conditionnelles sont donnés par Sneyders de Vogel, *Syntaxe hist. du français*, § 243, et par Tobler, *Verm. Beiträge*, IV, p. 22.

1516 Bien dist et avoit enpensé
Que ceste avoit *tol* sormonté,
N'a sa biauté riens ne valurent
Toutes celes qu'a la cort furent,
1520 Et a feme avoir le vaurra.

Il est probable que nous avons ici une construction ἀπὸ κοινοῦ. *Toutes celes* du v. 1519 peut être régime direct de *sormonté* (v. 1517) et sujet de *valurent* (v. 1518); *tol* (v. 1517) serait alors un adverbe invariable du même genre que j'ai traité ci-dessus dans la note à 645. Des exemples de constructions analogues sont donnés par Tobler, *Verm. Beiträge*, I, art. 21 (cf. surtout l'exemple de *Floire et Blancheflor*).

Les notes qui suivent le texte de M. M. sont trop nombreuses et souvent trop longues, et elles contiennent bien des banalités, des inexactitudes et des erreurs. Plusieurs notes auraient pu être supprimées (102, 159, 179, 244, 281, 329, 421, 437, 574, 668, etc.), d'autres, sous une forme abrégée, auraient dû être ajoutées au glossaire (18, 56, 141, 338, 702, 712, 801, 831, 840, 908, 996, 1062, etc.) ou, sous forme de notes critiques, aux variantes données en bas du texte (20, 70, 94, 169, 172, 186, 216, 246, 249, 287, 304, 348, 376, etc.). Les notes, ainsi allégées,

auraient rendu le livre de M. M. bien plus commode et plus maniable.

Le glossaire ne donne pas une meilleure impression que le reste du livre. On y constate de nombreuses inexactitudes, inconséquences et erreurs. On y lit *aniex* mais dans le texte *aniex* 1068, *eüisse*, *eüissent* sous l'art. *avoir* mais *eüisse* 414, 1048, *euissent* 1011 dans le texte et p. 92, cf. *fuissent* 1453. Pour le sens et la nature de *coiffe* il aurait été bon de renvoyer par exemple à V. Gay, *Glossaire archéologique*. M. M. s'applique à donner toujours entre crochets les infinitifs et les cas régimes non attestés dans le texte. Pour la forme *cous* 332 il aurait donc fallu écrire *coup cocu*, cas sujet *cous*, de même *descaus*, fém. *descauce* 64. L'art. *delitel* est à biffer, cf. ci-dessous. On lit *emperris* mais dans le texte *empeerris*, *enbuschier*, *enbuscha* quoique le texte porte *embuscha*. Le glossaire offre *fausir*, le texte *fauser* 1100, etc. Pour *signor* M. M. donne seulement le sens « seigneur », mais au v. 1681 (imprimé par erreur 1680) *signor* a le sens « époux ». Le glossaire n'est pas étymologique, mais une fois, pour l'art. *aguillon*, M. M. renvoie à Foerster, *ZRPh.* 3, 515. Il aurait mieux valu renvoyer au *FEW*. Souvent M. M. ajoute des notes en bas des pages pour les articles du glossaire (cf. art. *affaire*, *aguillon*, *apaie*, *asougnenter*, etc.); il aurait été plus pratique et moins coûteux d'incorporer ces notes aux articles en question, comme l'a fait M. M. pour les art. *batu*, *besant*, *claré*, *desrubant*, *traitlor*, etc. M. M. proclame au commencement de son glossaire que « les mots qui n'offrent pas de difficulté, ni d'intérêt particulier, ont été exclus » (p. 173). On comprend à peine la difficulté et l'intérêt particulier qu'offrent par exemple les différents temps des verbes *avoir*, *estre*, etc. (12 exemples du présent *ai*, 58 du parfait *ot*, 22 de l'imparfait *estoit*, 40 du parfait *fu*, etc.), tandis que l'emploi spécial et rare du verbe *marcher* « presser, toucher (en signe d'amour) » v. 151 (cf. *R* 57, 408-409), les expressions *avoir part de* 1025, 1044, 1108, 1110, *avoir partie de* 1060, *avoir son plaisir de* 1132, 1138 dans des emplois secondaires, *pris* « troublé » 1451, *estre a point a* « convenir » 1414, *estre sentie d'omme* 962, *alendre* 210, *gesir a* 1131, 1137, *jornee* 1704, la prép. *sor* 385, etc. manquent au glossaire. L'emploi de *drap* 1367 aurait mérité une explication.

A propos du verbe *espouser* 990 M. M. fait remarquer: « Ce sens du mot nous est inconnu. Il s'agit du prêtre qui donne la bénédiction nuptiale aux deux époux » (p. 183, N 2). M. M. fait preuve ici comme souvent d'une ignorance étonnante. Il aurait suffi de consulter Littré, art. *épouser* 3 et *Hist.* On trouve encore des exemples de ce sens du moyen âge dans Godefroy, IX, 549 b.

Pour *ensougne* du v. 1555 (Et si vuel que de moi tenés La cité

de Sur et de Rome, Je le vous doins *sans nul ensougne*) M. M., art. *essone*, donne le sens « droit seigneurial à rendre à la mort d'un tenancier ». Il n'est pas vraisemblable que ce sens du mot, qui a été relevé seulement dans le *Coutumier de Reims* (cf. Godefroy, III, 577 b-c), se trouve dans une œuvre écrite en Picardie. Il est évident que *sans nul ensougne* du v. 1555 signifie « sans délai, immédiatement » comme dans plusieurs exemples dans Godefroy (III, 576b-c, 238 b, art. *ensoine*).

M. M. suppose pour *faire estal* du v. 1114 (Adont s'armerent li vassal, Qui n'i fissent plus lonc *estal*) une signification « qui n'est pas notée dans Godefroy » (p. 183, N 3), faisant remarquer qu'il s'agit « de l'attente avant l'attaque, et *faire estal* équivalait à peu près à « attendre, hésiter ». Ce n'est pas juste. L'expression *faire estal* est à rapprocher de *soi mettre a estal*, (*soi*) *estaler* dans Godefroy, qui signifient tous deux « s'arrêter », et le sens des v. 1113 à 1114 est « ils s'armèrent sans délai »; cf. l'expression positive: *s'arment a estal*, *Aiol*, 5955, traduit dans l'éd. J. Normand, G. Raynaud « en repos », dans l'éd. Foerster « ruhig » (sens propre « avec délai »). Le sens « délai » de *estal* se trouve chez Eust. Deschamps, où ce sens est élucidé par un synonyme: *La fault faire pause et estal*, *Le Miroir de Mariage* (G. Raynaud, *Oeuvres complètes* d'Eust. Deschamps, IX, 113), traduit 'arrêt'; La Curne, art. *estal*, traduit *faire estal* de cet ex. 'demeurer en place, s'arrêter'.

De *hiraut* « jongleur, ménestrel » M. M. aurait pu trouver plusieurs exemples dans la note 217, 16 de mon éd. de *Modus*.

Je ne vois pas la nécessité de supposer, sans aucun appui, un nouveau sens du mot *perron*, comme le fait M. M. (p. 191, N 4). Dans *Yvain* (v. 390) un grand bloc de pierre plat qui se trouve à côté de la fontaine de Broceliande est appelé *perron* (j'ai vu de mes propres yeux, en été 1920, la fameuse fontaine de Broceliande, et j'ai pu me convaincre qu'il s'agit d'un grand bloc de pierre plat). Ce peut en tout cas être le sens au v. 619, où la scène se passe dans un pré (v. 491).

Pour *si con* M. M. offre avec hésitation le sens « pendant que? ». *Si com* est à l'origine une conjonction comparative qui a peu à peu pris un sens temporel; cf. Lerch, *Hist. franz. Syntax*, I, 313, qui cite, comme exemple du sens temporel de *si com*, *Roland*, 667. L'emploi temporel de *si com* se trouve par exemple *Chançon de Guillelme*, éd. H. Suchier, v. 1091, 1566, 1805, 1811, 1865, traduit « sobald als » (art. *cum*), *Roman de Troie*, éd. L. Constans, v. 2005, 14 272, traduit « au moment où » (art. *come*), *Robert le Diable*, éd. Löseth, v. 4155, p. 26, v. 359, traduit « comme, ainsi que » (art. *si*), *Roman de la Rose*, éd. Langlois, v. 5931, 6203, traduit « lorsque, tandis que » (art. *si*). Parfois, quand il s'agit d'actions

d'une durée plus étendue, *si com* prend le sens « pendant que ». Ainsi Foerster traduit *si come* du vers 5246 d'Yvain par « während » (art. *come*). D'autres exemples du même sens sont donnés par M. Kjellman, *Studier i modern språkvetenskap*, 9 (1924), p. 169. Le point d'interrogation est donc à biffer à la fin de l'art. *si con* du glossaire de M. M.

Le verbe *blechier* du v. 153 est traduit par M. M. « blesser » (Le pié li marche maintes fois Et pince es hances de ses dois. *Sa jente char li bleche entor*). De même que *marcher* ne signifie pas ici « fouler » mais « presser, toucher avec le pied (en signe d'amour) » (cf. ci-dessus), *blechier* ne peut guère avoir le sens « blesser ». Ce serait une galanterie trop violente. Il est tout clair que *blechier* signifie « serrer, presser (en signe d'amour) ». C'est donc un exemple à ajouter à ceux, très rares en ancien français, qui conservent le sens primitif du verbe; cf. *FEW*, art. *blettian, et *blecier* 'froisser en serrant', Godefroy, VIII, 331 a.

Je ne m'occuperai pas de l'étude littéraire de M. M. (p. 14-30), car Mlle Carin Fahlin, sur une base plus large et avec une méthode plus pénétrante et des lectures beaucoup plus étendues, vient de démontrer (*SN* 13, 181-225) que les idées lancées par M. M. sont fort discutables.

La versification (p. 40-54) est trop détaillée et contient trop de faits élémentaires qu'on trouve dans les manuels. M. Koenig ne consacre que deux pages à la versification du *Comte de Poitiers*, qui n'offre rien d'original, et l'étude de M. Koenig donne une impression beaucoup plus favorable que le triste exposé verbeux et élémentaire de M. M.

Les pages 55-101 offrent une étude linguistique du texte. C'est à tort que M. M. suppose (p. 55) que *deliteus* du v. 887 (Molt estoit *deliteus* li bors) est le cas sujet de *delitel*, qui serait une forme collatérale de *delital* donné par Godefroy. *Deliteus*, dont Godefroy offre plusieurs exemples, contient le suffixe -osus, et la forme *delitel*, qui est à biffer dans le glossaire, n'existe que dans l'imagination de M. M. Le suffixe -osus se présente ailleurs dans le *Comte de Poitiers* sous la forme -eus (*anïex*, 1068 à la rime).

A la p. 58 M. M. émet l'idée que la confusion de *ai* et *ei* devant une nasale en picard a été facilitée peut-être « par la faiblesse du rendement fonctionnel de l'opposition phonologique *ein* : *ain* ». Cela est en contradiction avec ce qu'il dit quelques lignes plus haut que le dialecte picard garde la diphtongue *ai* « en la prononçant avec un fort accent sur le premier élément vocalique ».

Pour la forme *caisne* M. M. renvoie (p. 59) à l'article sur l'i parasite du regretté Prof. Wahlgren dans les *Mélanges Vising*,

p. 301-306, qui n'y a dit mot de *caisne*. La forme *caisne* pour *casne* (de CASSANU) est due à l'influence de *fraisne* (FRAXINU), et l'*i* de *caisne* n'est pas parasite au sens que veut dire Wahlgren.

M. M. veut expliquer (p. 61) la réduction picarde *iee* > *ie* (*liee* > *lie*) par « une palatalisation du *e*, conditionnée par le *i* qui précède ». Jusqu'à présent on a cru que c'est la voyelle tonique qui agit sur la voyelle atone. M. M. pose ici le principe inverse. Pour nous faire croire à une palatalisation du *e* tonique par l'*i* atone précédent dans des mots du type *liee* > *lie*, il faudra que M. M. montre que les mots ont subi un changement d'accentuation de *iee* à *-ie* (d'où la forme *ie*). Autrement l'explication de M. M. sera déclarée nulle et non avenue.

Comme exemples du développement de *ō* latin libre (p. 62) il ne faut citer ni *geule*, qui vient de GŪLA, ni *reube*, qui dérive du radical germ. RAUB-.

La transition picarde *ou* à *au* est d'après M. M. (p. 63) « un phénomène de différenciation des deux éléments vocaliques, facilité probablement par l'existence dans le système de la diphtongue *au* ». Comme d'habitude M. M. n'appuie sur rien son « explication », et on se demande: pourquoi la même différenciation ne s'est-elle donc pas produite dans tous les dialectes où existe la diphtongue *au*?

Pour expliquer les rimes hybrides M. M. suppose (comme pour les rimes *en* : *an*, p. 56-57) une double prononciation des mots en picard, l'une propre au dialecte, l'autre due à l'influence francienne (p. 70). Si l'influence francienne a été si grande déjà au moyen âge sur le dialecte parlé, on comprend difficilement que le dialecte ait pu conserver longtemps après le moyen âge son cachet individuel.

Des rimes du type *çaintures* : *batues* (p. 77) ne se rencontrent pas seulement dans le *Comte de Poitiers*: cf. *aleure* : *salue*, *Claris et Laris*, éd. J. Alton, 9342-9343, *Quentorbire* : *commencie*, *ib.*, 14 509-14 510, *rompue* : *forfaicture*; *ardure* : *dechue* : *perdue*, *R 19*, 447, N 2.

La forme *principar* (: *Cesar*) n'est pas nécessairement pour *principal* (p. 77), car *principar* a pu provenir de *principal* par une assimilation de *l* à *r*; cf. *principer* qui provient de la même façon de *principel*. Godefroy offre plusieurs exemples de *principer* sous l'art. *principel*.

La supposition que les rimes *force* : *aproche* 745 et *entre* : *trente* 1386 supposent une métathèse de *r* est gratuite (p. 77). Ces deux rimes entrent dans la catégorie des rimes où la consonne *r* ne compte pas, traitée par M. M. à la page 76; cf. les rimes *dars* : *gras*, *Claris et Laris*, éd. J. Alton, 7399, *destrois* : *noirs*, *ib.*, 13 575,

contreiste : *leltre*, *Modus*, 258, 7-8, qui sont de même nature que celle des vers 745 et 1386. Cf. *Claris et Laris*, éd. Alton, p. 839.

Dans la rime *plagne* : *ensagne* 1600-1601, *plagne* n'est pas une graphie inverse, comme le croit M. M. (p. 78). À côté de *plaine* < PLANA, qui survit, le v. fr. connaissait *plagne*, qui vient d'une forme *PLANIA, attestée par plusieurs langues romanes (cf. *REW*, § 6573). Des exemples de *plagne* sont donnés par Godefroy, X, 348 c. On rencontre encore le mot : *plaigne Aiol*, éd. J. Normand, G. Raynaud, 7577 (éd. Foerster, 7578), *plaigne Erec*, 2313, *plaigne* (: *ansaigne*), *ib.*, 2137-2138, *plaigne Roland*, 3305, 1085 (en assonance avec *muntaigne*), *plaigne* (: *montaigne*) *Meraugis de Portlesgues*, éd. M. Friedwagner, 2813-2814, *plaignes* (: *montaignes*) *ib.*, 4091-4092, *plaigne* (: *plaigne de plaindre*), *ib.*, 5409-5410, etc.

Le futur *menrai* n'est pas sur le même pied que *tenra*, *venra* (p. 78), car il ne se rencontre pas avec un *d* intercalé.

Pour le genre masculin de *estoire* (< HISTORIA) 1343 il est mal à propos de renvoyer (p. 83) à *Aucassin* 34, 4, Villehardouin, Robert de Clari et *Jourdain*, éd. K. Hofmann, 2137, où il s'agit de *estoire* 'flotte', qui est un autre mot (< STOLIUM, cf. *REW*, art. 8274).

L'indication du genre féminin de *samin* (p. 83) dans Godefroy doit reposer sur une erreur, car aucun des exemples cités par lui n'indique le genre féminin. *Samin* se rencontre encore dans *Fauvel*, éd. Långfors, 1925, *Floovant*, éd. Bateson, v. 104, 107, et *Anseïs de Carthage*, éd. J. Alton, 7264, 5269 Var.

M. M. ne sait pas (p. 86) que *saut* dans le v. 574 (Li quens *saut* sus et prent le branc) est une forme excessivement fréquente du vb. *salir*, *saillir* (< lat. SALIT de SALIRE), et cette ignorance crasse lui a fait commettre la grosse erreur d'expliquer *saut* comme identique à *saute*, présent de *sauter* (< SALTARE)! *Saut* proviendrait de *saute* par la chute de l'e final (sic!), qui se serait produite facilement entre les deux consonnes dentales *t* et *s*! M. M. a la témérité de supposer une chute identique de l'e de la préposition *jouste* v. 159 (cf. p. 40)!

La longue discussion embrouillée sur la forme *vez* (p. 87-89) aurait dû être fortement abrégée, car M. M. ne fait que répéter ce qui a été dit auparavant, et il n'offre rien de nouveau ni d'original.

Le livre de M. M. est d'une lecture lourde et fatigante, car il ne sait pas s'exprimer d'une façon claire, concise et concentrée. Il fait parfois preuve de bonne volonté et de grands efforts, et il est possible que, avec une préparation plus solide et plus critique, il eût fait une bonne édition. Sa réédition du *Comte de Poitiers* trahit trop son manque de préparation, de connaissances et de méthode. Les erreurs et inexactitudes sont trop nombreuses (le relevé que j'en ai fait ci-dessus n'est aucunement complet),

les discussions sont confuses et embrouillées, et bien des fois M. M. discute des questions tout à fait élémentaires. Son livre est un triste début pour une nouvelle série. Il faut avouer que l'édition Koenig, sans être impeccable, est bien supérieure à celle que vient de publier M. M. Après l'édition Koenig et les excellents comptes rendus de Jeanroy et Långfors il restait très peu à faire. Aussi l'édition que nous a donnée M. M. contient-elle très peu de juste qui soit de son propre cru. M. M. doit ce qu'il y a de mieux dans son livre à ses prédécesseurs; MM. Koenig, Långfors et Jeanroy sont cités très souvent, mais M. M. a oublié de signaler que les corrections et améliorations traitées dans les notes 208, 265, 471, 582, 1062, 1206 proviennent de M. Långfors et celles des notes 287, 721, 1562 de M. Koenig.

M. M. a choisi un procédé exceptionnel et coûteux pour publier les quelques notes et remarques que lui a suggérées l'édition Koenig. Au lieu de les publier dans un article spécial ou dans un compte rendu, comme on a l'habitude de le faire, il les a affublées d'une réimpression du texte entier. Cette réédition a été admise comme thèse et jugée digne de la mention « cum laude ».

Edsviken.

Gunnar Tilander.

★

PAUL RIST, *Les Joies Notre Dame des Guillaume le Clerc de Normandie*. Abhandlung ... der Universität Zürich. 1940. 90 p. in-8°.

Une note du maître de l'auteur de cette dissertation nous apprend que Paul Rist est décédé le 25 mai 1939, moins d'un an après avoir soutenu sa thèse, et que celle-ci a été publiée, par les soins pieux de sa famille, dans la forme où elle avait été présentée à l'Université de Zurich. L'auteur n'a donc pas pu mettre la dernière main à son travail. Il n'a même pu profiter d'un renseignement que l'éminent paléographe M. Charles Samaran lui avait fourni, par mon entremise, sur l'âge de l'unique manuscrit qui nous a transmis le petit poème moral du clerc normand qui fait l'objet de sa dissertation. Le manuscrit fr. 19525 est, écrit l'auteur (p. 14), « de la fin du XIII^e siècle ou du début du XIV^e ». Or M. Samaran avait écrit qu'il est sans aucun doute du XIII^e. L'éditeur donne d'abord le texte tel qu'il est dans le manuscrit, puis, en regard, le texte restitué d'après un principe exposé dans un chapitre spécial de l'introduction (p. 35). Imprimer deux fois le même texte est un luxe qu'on peut s'offrir seulement lorsque, comme ici, il est de peu d'étendue. Le système adopté en vue de la restitution est très critiquable. Par exemple, l'éditeur écarte

partout la forme *sachiez* en faveur de *sacheiz*, tandis que le copiste emploie les deux formes. Les « anglonormannismes » ont été écartés. Mais que faut-il entendre exactement par anglonormannisme? L'éditeur répond: n'est pas anglonormannisme ce qui se rencontre aussi sur le continent. Suit une longue liste de formes doubles laissées intactes. En bref, le texte critique a un aspect qui paraît entièrement artificiel. W. Foerster a écrit naguère que le meilleur service que puisse rendre l'éditeur d'un texte conservé dans un seul manuscrit est de le rendre aussi exactement que possible. Quant à l'exigence d'exactitude, le texte imprimé à la première colonne y satisfait certainement. Il aurait suffi de le corriger d'une main légère pour le rendre parfaitement lisible. L'éditeur en a en effet bien compris le sens, sauf qu'il y a un petit nombre de passages qui, depuis la médiocre édition procurée par R. Reinsch (ZRPh. 3, 1879) et recensée par Gaston Paris, A. Mussafia et d'autres, résistent à toutes tentatives d'interprétation. Le glossaire, qui aurait gagné à être plus nourri, enregistre bien *fieus* 1058 'Lehen', mais non *fieus* 705, qui est probablement 'jeu' et qui manque également dans la partie grammaticale. *Ennuie* 81 substantif (pour *ennui*) manque. *En tenebres* 542 (*Tut li monz en tenebres fu*) doit être lu *entenebrés* 'obscurci'. *Laies* 678 (*por garir noz plaies, Qui erent parfondes et laies*) n'est pas 'laidés' mais 'larges'. Je ne comprends pas *chier* 897 (*En l'autre chier fust precios*); le glossaire et la grammaire sont muets là-dessus. Le commentaire du contenu du poème consiste pour la plupart en des renvois à un grand nombre de publications diverses auxquelles le commun des lecteurs ne pourrait recourir commodément. Les connaissances bibliographiques de l'auteur sont d'ailleurs remarquables. Il n'a cependant pas connu l'édition de Werner Söderhjelm, *Les trois moines de Guillaume le Clerc de Normandie, lärodikt från 13: de århundradet (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societeten's Förhandlingar, 27, Helsingfors, 1886)*. A propos de la litanie des symboles de la Vierge qui remplit la dernière partie des *Joies Notre Dame*, il aurait été utile de renvoyer à Yrjö Hirn, *La dernière symbole de la maternité virginale* (NM 29, 1928, 33-44).

Helsinki.

Arthur Långfors.

✱

GEORGES ET ROBERT LE BIDOIS, *Syntaxe du français moderne*, II, New York (Stechert), 1938. XI + 778 p.

Avec ce second volume se termine l'œuvre dont le premier a paru en 1935 — et cette rapidité de l'apparition (non pas de la préparation) l'oppose à l'œuvre parallèle, de dimensions gigan-

tesques, de Damourette-Pichon. Un des mérites « du » *Le Bidois* est évidemment — qu'il est fini, commode à manier, facile à lire et à consulter, écrit dans un langage libre de l'amphigouri de la nomenclature barbare damourette-pichonienne et, particulièrement, qu'il offre une foule d'exemples bien classés. Ici comme là nous voyons la langue d'*aujourd'hui* analysée par des Français, critiquant des usages actuels avec leur sentiment de la langue, pas influencés par l'historique de ces usages. L'étude de la syntaxe française a connu deux étapes: initiée par les Allemands et les Suisses (Diez, Tobler, Meyer-Lübke), qui se plaçaient nécessairement au point de vue historique, elle s'est vue rénovée par le point de vue statique de Bally: la *fonction* actuelle des tours syntaxiques a été séparée d'une façon catégorique de leur *étymologie*. L'approfondissement de l'historisme a été atteint par le syntacticien allemand Lerch; l'approfondissement des études de statique syntaxique est le mérite, après certaines études de Foulet, Clédat et Brunot, des deux *corpus* Damourette-Pichon et *Le Bidois* (la grammaire descriptive du français contemporain de Sandfeld ne s'attache qu'à « décrire » ce qu'on trouve dans les textes, opère moins avec le sentiment vivant de la langue). Le statisme de Haas d'un côté, les parties historiques des articles de Foulet de l'autre interrompent la monotonie de l'opposition des deux écoles nationales.

Comment contraster l'œuvre de Damourette-Pichon et celle de *Le Bidois*? Le premier ouvrage est davantage en quête du « français avancé » (terme de M. Frei: des tendances évolutives agissant dans la langue contemporaine), le second donne un aperçu du patrimoine acquis. MM. Damourette-Pichon sont plus tolérants à l'égard des innovations, plus accueillants pour des syntagmes isolés, plus accueillants aussi dans l'acceptation de phrases entendues par eux-mêmes dans la conversation et dans le parler de gens de culture moindre — ils sont plus « peuple » et plus « poétiques », en ce sens que la langue française est pour eux un immense réservoir de poésie populaire aux ressources intarissables. Au contraire, MM. *Le Bidois* sont de la lignée des grammairiens plus conservateurs (pas réactionnaires), aimant mieux consulter leur Littré ou Abel Hermant, même s'ils s'opposent à leurs verdicts, que la parlure affranchie et réglophobe du populo. Dans Damourette-Pichon, on ne cherchera pas des modèles de style, on y trouvera ce qu'on dit déjà à côté de ce qu'on a dit et de ce qu'on doit dire. MM. *Le Bidois* incluent plutôt les textes écrits dans un style châtié, ce sont des classiques modérés. Le critique qui écrit ces lignes avoue se trouver plus « chez lui » dans les volumes de Damourette-Pichon, peut-être parce que la recherche du compliqué, de l'extraordinaire, du nuancé lui semble la véritable tâche du linguiste ayant toujours devant lui

une réalité complexe, peut-être aussi par réaction contre le simplisme des grammairiens d'antan qui nous montraient un français trop intellectualisé, trop proche de la caricature qu'en faisait naguère Leopardi — et, qui sait, à cause d'un penchant pour le *fervidum ruit ops*, qui ne prétend pas épuiser et dominer entièrement son sujet immense par une clarté factice, mais crée une œuvre complexe elle-même comme la réalité. MM. Damourette-Pichon, avec leurs vues originales, nullement imprégnées des habitudes de pensée de la grammaire latine, étudiant leur langue maternelle avec une soif de découverte de *conquistadores*, auront tort dans beaucoup de cas — et pourtant leurs erreurs seront fécondes, parce qu'elles nous ont habitués à regarder cette langue de culture, le français, réputée si universellement connue, avec des yeux nouveaux et émerveillés devant des richesses insoupçonnées. On est avec MM. Le Bidois dans un jardin, avec MM. Damourette-Pichon dans une forêt vierge. Le français, bien entendu, sera en vérité les deux à la fois et il serait ridicule d'opter contre Versailles et pour le mâquis, mais comme il y a déjà assez eu de grammairiens-jardiniers du français, je suis personnellement plus porté à suivre les défricheurs de labyrinthes. Peut-être aussi l'habitude de manier des langues très différentes m'a-t-elle accoutumé à voir le français moins « cataloguable » et plus irrationnel.

Il y a un point où le traditionalisme intellectualiste perce dans l'œuvre qui nous occupe (et malgré la protestation, d'ailleurs très juste, de la p. X contre la définition du français par son « caractère social »): c'est l'idée de l'« ellipse », contre laquelle le préfaceur du premier volume, M. L. Michel, a déjà manifesté des objections et que les auteurs ne se sentent pas le cœur d'abandonner: à vrai dire, ils essaient de rabaisser ce terme à une valeur de comparaison (= type d'expression moins normal que l'expression complète) et de « désenvenimer » le terme en lui ôtant sa note logiciste, mais le fait de croire que « *Trop tard!* », « *Rien à faire?* », « Est-il venu quelqu'un — *Personne!* » soit moins normal que le type d'expression explicitant « *il est trop tard, il n'y a rien à faire* » etc. est déjà un gros préjugé et un handicap intellectualiste pour l'observateur d'une langue. D'une façon générale, les auteurs sont quelquefois trop enclins à traduire un tour de phrase (a), par un autre, équivalant au point de vue logique, (b), et à retrouver (b) dans (a), ce qui barre la compréhension impartiale du phénomène (a), tel qu'il se trouve dans le texte. Le *pro*, avec lequel tant de grammairiens opèrent depuis l'antiquité, vicie l'analyse: on verra dans les critiques de détail qui suivent maint exemple de cette admission d'un vicariat syntaxique, tout à fait illusoire.

MM. Le Bidois, aussi peu que Damourette-Pichon, n'ont exclu

complètement les développements historiques: les tours syntaxiques anciens français et latins sont mentionnés çà et là, peut-être d'une façon trop capricieuse. Les travaux des syntacticiens allemands leur sont en général connus, mais ils passent quelquefois trop vite sur les arguments d'un Tobler, ce Midas de la syntaxe, dont les mains transformaient tout ce qu'il touchait en or. Je note que dans la bibliographie les travaux de M^{me} E. Richter sur l'évolution du français contemporain, et l'« Art de la prose » de Lanson manquent; parmi mes travaux syntaxiques les auteurs ne semblent connaître que le premier volume de *Stilstudien* et deux articles moins importants.

Quelques remarques de détail:

§ 856. Je ne crois pas à une continuation par une seconde interrogation, du caractère interrogatif d'une première, qui serait effectuée par *ou* dans « Etes-vous souffrant, *ou si* c'est un méchant caprice? » — le deuxième membre est à l'origine une supposition hésitante, plus faiblement énoncée que la question: 'Etes-vous souffrant? Ou par hasard serait-ce un caprice?'. La rupture de construction vient de la rupture de fermeté du locuteur.

§ 859. Dans « *pourquoi qu'* c'est qu'ils m'attendent? » il n'y a pas de *que* pléonastique devant la formule *c'est que*, mais, comme dans *quoi qu'il dit?*, un pronom interrogatif populaire à 'suffixe' *que*: l'étude de Foulet aurait dû être consultée.

§ 869. « C'est tous de la même race, *qu'il dit* » ne me semble pas contenir « la conjonction à tout faire *que* », mais un pronom relatif. La phrase est sur le même niveau que « Un petit chagrin qu'elles chantaient soi-disant » (§ 905) — c'est une exclamation affective qui, en outre d'éviter l'inversion, met en relief le discours rapporté. Avec le tour de phrase « c'est tous de la même race, dit-il », le discours est régime du verbum dicendi; ici il est le sujet. Encore moins affectif est: « Il dit: C'est tous d'une race », parce que l'inversion du discours-régime manque: cette façon d'introduire le discours, plutôt intellectuelle, jurerait avec le caractère « parlé » de la citation.

§ 905. L'antéposition populaire et récente du régime comme dans « Toute une ceinture de douros pour dépenser à la guerre, il avait » me semble s'expliquer ainsi: le locuteur dit d'abord « Toute une ceinture ... à la guerre! », puis il ajoute, pour atténuer un peu le choc de son exclamation abrupte, un verbe qu'il ne prend plus la peine d'insérer dans une phrase bien construite: « il avait [sc. toute une ceinture]. » On voit cela dans la phrase citée de Céline: « Elle cessa de me trouver pitoyable le moins du monde. *Méprisable* elle me jugea, définitivement »: *méprisable* s'oppose à *pitoyable*; l'auteur aurait pu écrire « elle cessa de me trouver pitoyable — méprisable,

c'était son jugement. » On peut comparer jusqu'à un certain point le § 928 « (Il englobait les historiens) dans la vaste troupe des *charlatans*. *Charlatans* ils sont... ». Pour cette queue rudimentaire «...il avait », «...elle me jugea », cf. l'it. *pareva un bue*, come 'il paraissait un bœuf, comme [un bœuf il était]' avec un 'comme' claudicant (*Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.*), peut-être aussi *nous chantions avec lui* = *nous chantions* | *avec lui* [sc. je chantais]. Nos auteurs donnent la bonne explication pour la position analogue de l'attribut dans Céline (« Pas tranquille du tout j'étais ») au § 930.

Le type « Un petit chagrin qu'elles chantaient soi-disant » n'offre point d'objet premier antéposé, « *artificiellement* relié au verbe par le moyen d'un *que* »: il s'agit du pronom relatif s'ajoutant au régime, comme dans « Moi qui aime tant les femmes! » le relatif s'ajoute au sujet.

§ 906. *S'en donner à cœur joie* s'explique probablement, non pas par 'joie au cœur', mais par un composé latin *cor(dis) gaudium* comme afr. *cordueil* = *cor-dolium*.

§ 908. Cf. avec « le conseil à lui donné » *y inclus*.

§ 912. Pourquoi ne pas citer les merveilleux exemples d'énoncement d'un régime ou d'une locution adverbiale essentielle, retardé jusqu'à la fin de la phrase, qu'offre Proust, cf. mon article dans *Stilstudien* II?

§ 935. Aucune sous-entente du verbe copule dans *Innocent qu'il se savait*, puisqu'on peut dire *je vous sais innocent* (de même *il se veut patient*) — simple construction prédicative.

« Le conquérant se relève sanglotant *comme un pauvre bébé qu'il est*. » Nos grammairiens analysent: « L'attribut représenté par *que* est parfois précédé d'une particule introductrice (*en, comme*), qui confère au tour une valeur ... comparative. » Non: il y a d'abord une comparaison *sanglotant comme un bébé*, puis l'auteur se ravise et rectifie: le conquérant n'était pas *comme* un bébé, il *était* un bébé. L'identification tardive du *comparandum* avec le *comparatum* ne peut prendre que la forme de la phrase relative.

§ 936. L'analyse de « *Enfant que vous êtes*, est-ce qu'on parle de mourir à votre âge? » comme « attribut en apposition, de valeur causale » violente le sens de ce qui est exprimé: il s'agit, ici et encore plus dans l'exemple de Valéry, non pas d'un attribut en apposition, mais d'un vocatif propitiatoire, d'une invocation, et il n'y a pas de causalité, mais à la rigueur (je ne le penserais plutôt pas!) adversativité ('tout enfant que vous êtes, vous parlez tout de même de mourir!'). Ce qui est ici à expliquer c'est le *que vous êtes*, qui ancre l'allocution dans une réalité censée connue: *enfant* serait une apostrophe peut-être surprenante, le locuteur insiste qu'il a bien raison de choisir cette épithète. Dans l'exemple de Musset:

« Nous nous imaginons, pauvres fous que nous sommes, que... » il y a vraiment apposition, mais pas causalité: si Musset pensait 'parce que nous sommes fous', il atténuerait singulièrement la portée de son invective contre les hommes, qui doit précisément venir à l'improviste.

§ 941. Singulière façon des grammairiens français de s'apitoyer sur l'allemand et l'anglais qui n'auraient pas « la ressource d'introduire l'attribut par une préposition comme notre *de* » dans *il y en a cent de tués*: ils seraient « obligés » de recourir à une transposition de mots comme *there were four men dead, es waren vier Männer tot!* S'il y a lieu d'avoir pitié, ce serait le français qu'on devrait plaindre.

§ 944. Au lieu de polémiquer contre Littré et Bally, ne serait-il plus indiqué de citer l'étude d'Alf Lombard sur *li fel d'anemis* et mon compte-rendu *Lbl.* 1933, 175?

§ 947. « Le latin vulgaire ... semble préférer l'épithète avant le nom. » Quelle erreur grossière! Que les auteurs se détrompent en lisant le mémoire de M^{me} E. Richter sur l'ordre des mots en roman.

§ 949. Dans la question si rebattue de la place de l'épithète (*un saint triste* – *un triste saint*) l'opinion de Brunot, citée incidemment au § 953, me semble la plus convaincante: quand il y a « appréciation », c'est à dire jugement personnel, l'épithète se met avant le nom (les auteurs embrouillent tout en écrivant quelques lignes plus loin: « si le jugement personnel entre nettement en jeu, elle se place plutôt après; s'il ne s'agit que d'une qualification banale, ... avant » — la question originalité – banalité ne se pose pas). Quoi qu'en disent nos auteurs, *un petit jardin* est un jugement: ce n'est pas autant la petitesse du jardin qui est relevée, que l'évaluation de la petitesse par le locuteur. (Est-ce qu'on dit *un jardin petit*? Je me figure seulement p. ex. *un jardin petit, gai, agréable* — c'est que certaines épithètes ne peuvent pas se passer de l'élément personnel — l'équivalent *jardinet* a la même nuance d'appréciation affective.) Ce jugement est coexistant avec la qualité évoquée par l'épithète: *un triste saint* fait bloc et l'ordre des mots est synthétique (cf. *sage femme* – *femme sage*). C'est peut-être une loi psychologique que nos sentiments sont moins détachables de nos idées que nos observations. Au fond la différence entre *un saint triste* et *un triste saint* est la même qu'entre *D'où vient que vous êtes en avance?* et *D'où vient que vous soyez...?* (ici aussi la parlure plus archaïque est l'émotive et la séparation mentale des deux parties de la phrase a lieu dans une expression plutôt intellectuelle).

§ 964. Je ne pense pas du tout que *le bleu manteau, son rouge sang* soient « descriptifs » — au contraire, la couleur est transformée en valeur vécue — *ceci* est le véritable sens de l'emploi chez

les Parnassiens, qui n'étaient pourtant pas que des copistes aveugles de la réalité (picturale et autre). — « Un désir de mettre l'adjectif à une place où on ne l'attend pas », « frapper l'attention » semblent des descriptions trop simplistes et qui prêtent aux artistes de la parole des intentions de sensationnalisme. Si Maurois dit « (des) bœufs blancs comme du lait, de *virgilienne* beauté », il ne veut pas du tout épater le bourgeois, « frapper son attention », mais, par une douce touche de couleur locale antique, évoquer une comparaison délicate: les bœufs n'ont pas la beauté de Virgile, mais une beauté comme celle de Virgile. Virgile lui-même n'est pas évoqué, mais sa façon. *D'une beauté virgilienne* décrirait, *de virgilienne beauté* transforme l'adjectif en une chose de l'âme, l'associe avec *de sublime beauté*, etc.

§ 976. Il faudrait dire que seul le type adverbial en *-ment* peut s'adjoindre un *que* incidente, non pas celui de *parler haut*. C'est que *mens*, l'esprit critique relégué pour ainsi dire en dehors de la phrase, est encore un peu présent à l'esprit. L'allemand peut très bien rendre cette nuance d'*heureusement que* par *glücklicherweise* (par contre *une vie heureusement vécue* serait rendu par *ein glücklich verlebtes Leben*). Sans doute en tête de phrase peut être rendu en anglais par *doubtless* (non par **doubtlessly*, ce qui marque bien l'exterritorialité de l'adverbe).

§ 989 bis. *Sur les minuit* est expliqué par l'analogie de *sur les deux heures*. Pourquoi cette remarque historique, sans aucune indication de la raison pourquoi cette analogie s'est exercée: la nuance vague qu'indique ce pluriel?

§ 998. Le pluriel de noms propres comme *les Pichons* chez Voltaire ne relève pas seulement de la syntaxe, mais aussi du style: *les Pichons* (d'ailleurs Voltaire continue: *Ces Pichons sont une race...*) apparaissent comme des animaux cherchant un lieu de refuge. Cf. l'effet de style des *maroteaux* dans une requête poétique de Marot: on voit de jeunes loups affamés. Les noms propres sont, selon leur degré variable de clarté étymologique, plus ou moins susceptibles de rejoindre leur état original d'appellatifs.

§ 1005. Le type *boule-en-train* est expliqué par la 3^e pers. sing. de l'indicatif présent. Aucune mention de la théorie de l'impératif de Darmesteter, plus courante.

§ 1008. *Sauf-conduit* était au XII^e siècle, quoi qu'en disent les auteurs, un *conduit qui est sauf* (comme on dit aujourd'hui *une communication sûre*). Ce n'est que plus tard que le pluriel *sauf-conduits*, probablement d'origine grammairienne et n'affectant nullement la prononciation, trahit l'interprétation 'conduit qui rend sauf'. L'italien interprète encore autrement: *salvacondotto* = 'sauve' (imp.). — Pourquoi expliquer le fr. *terre-plein* par le français,

alors qu'il est, comme l'a bien su Bloch, un terme de fortification emprunté à l'italien *terrapieno*, lui-même postverbal dérivé d'un verbe *terrapienare*?

§ 1015. Pour *grand'croix* (désignant le porteur de cette décoration) les auteurs nous disent: « ellipse, on le comprend. » Non: identification de la décoration avec son porteur, par conséquent rien de normal n'est omis, mais cette identification même, très forte, est normale (cf. *un trompette, enseigne* et mon article sur les épicles de l'espagnol et du port. dans *Bibl.ARom.* 2, 2).

§ 1020. Dans *Blancandrins fut des plus saives païens* il n'y a pas d'article indéfini « sousjacent ». Fausse admission d'ellipse: '... fut parmi les plus sages...' Cf. *elle chante des mieux* et le superlatif basque *andi-en-a* 'le plus grand', à l'origine un génitif du pluriel ('celui des grands') d'après l'hypothèse, rendant compte aussi de l'identité du génitif du pluriel indo-eur. *-om* et du suffixe du superlatif, de E. Lewy, *IF* 56, 33.

§ 1022. *Nu-lête* diffère des termes juridiques comme *la nue propriété* en ce que là il y a une attitude passagère (cf. *mi-vêtu*), ici un caractère pour ainsi dire indélébile: la propriété reste toujours 'nue' (cf. all. *die nackte Habe*).

§ 1039. L'exemple *Beaucoup de cierges valait mieux* trouve sa place au § 1044, où il fallait citer Tobler.

§ 1045. « De tous côtés lui vient des donneurs de recettes. » La polémique contre Tobler me semble bien faible. Même des « esprits aussi lucides que Malherbe ou Balzac » ont pu 'commettre' ce manque d'accord s'il était sanctionné par l'usage (un esprit aussi lucide que Flaubert a écrit, cf. § 1037: « Une compagnie d'oiseaux *tourbillonnaient* dans le ciel! »). Et il l'était depuis l'anc. fr., voir les exemples chez Tobler. Je ne vois pas la « relative insignifiance » du verbe amenant la diminution du pluriel en singulier dans des cas afr. comme *Benoit soit l'eure qu'en mes flans fut portée* ou *Fait sera vostre volentés*. Par la méthode de la traduction par synonymes les auteurs remplacent « à quoi lui servirait les vendeurs? » par « à quoi bon les vendeurs », où *à quoi bon* montre le manque d'accord pour le genre: qu'il me soit permis à mon tour de traduire *à quoi bon* en allemand: *wozu?* – *à quoi bon* est évidemment pétrifié et ne prouve rien. On pourrait modifier la suggestion de Tobler: que l'idée de la pluralité ne serait pas encore assez « vive » chez l'individu parlant au moment de prononcer le verbe, en admettant, avec une psychologie peut-être plus moderne, plus d'*intention* dans sa façon de tourner la phrase: *de tous côtés lui vient...* préparation de l'interlocuteur par l'individu parlant — son attention est réveillée, concentrée sur le verbe; par *des donneurs...* la détente se produit, il sait maintenant seulement *qui* est venu. Voir dans mes *Stilstudien I*

l'analyse du *es all.* parallèle par K. Kraus. D'ailleurs, curieuse in-conséquence, quelques §§ plus loin (1055), les auteurs expliquent le non-accord du verbe avec ses sujets invertis (« ce héros qu'*armera* l'amour et la raison ») par le manque d'attention de l'esprit « au sujet qui s'offre d'abord à lui », ce qui est tout à fait toblérien. D'ailleurs j'ai l'impression, d'après l'exemple de M. Pichon *il les vient* (c'est-à-dire les écoliers) que *il vient deux étrangers* est aujourd'hui sous l'influence de *il y a des étr.*, où le cas-régime était nécessaire.

§ 1046. *Y en a qui, Faut pas* ne sont pas, au point de vue historique, des ellipses, mais des tours originaux, cf. *n'importe*. Le pronom *il* apparaît quand « l'esprit s'en inquiète », comme disent bien les auteurs, c'est-à-dire par une réflexion, alors que *faut pas* etc. sont du discours spontané.

§ 1056. *Voici, voilà* ne contiennent pas l'impératif, mais la 2^e pers. de l'ind. prés. de *voir* — afr. *voiz ci?* 'vois-tu ici?' (REW s. v. *videre*).

§ 1057. Le *tout ce qu'il y avait de plus sublime* de Flaubert est à l'imparfait parce qu'il s'agit de style indirect libre (déclara: ...). Il n'y a là rien d'insolite (cf. § 1100).

§ 1127. Dans les vers de Boileau « J'ai traité de Topinamboux Tous ces beaux censeurs, *je l'avoue*; Et l'Académie, *entre nous*, Souffrant chez soi de si grands fous, me semble un peu Topinamboue » je ne vois pas pourquoi *entre nous* serait, davantage que *je l'avoue*, une cheville introduite pour le plein du vers: c'est au contraire un délicieux stratagème de confidence mi-chuchotée, qu' imagine le poète, qui au fond pense tout à fait ce qu'il dit (cf. l'hypocrite « un peu ») aussi nécessaire pour l'intelligence de la phrase que l'autre incidente, si 'intelligence' veut dire compréhension de toute l'attitude mentale du poète.

§ 1124. Je ne puis m'imaginer comment les auteurs arrivent à classer parmi les incidentes: « *Lors la voix*: Tu vois... ». Probablement qu'ils *traduisent* par 'dit la voix'. C'est, comme les célèbres *ed io a lui* etc. du Dante, une principale, et même, précisément à cause du manque du verbe, d'une puissance extraordinaire, parce que relevant du mouvement naturel de l'émotion (l'individu parlant se contente des données principales de la phrase pour arriver vite à l'*imitation* du discours qu'il rapporte). Combien cette malencontreuse idée de l'ellipse ne vicie-t-elle pas l'intelligence des façons de parler les plus primitives!

§ 1136. Les auteurs auraient dû consulter l'opuscule de Melander sur *magis*: 'plutôt' > 'mais'. — Dans *mais c'est impossible* le *mais* est une opposition non à un discours, mais à telle situation et à ce fonds de la vie, ce « Lebensgrund » pessimiste que nous portons

tous en nous, cf. « cet *autre* salaud qui va nous faire repérer! » et la phrase citée au § 1151 « vous le pillez *aussi* par trop, cet homme ».

§ 1151. Je ne puis voir dans des assertions comme « *Aussi* doit à l'élasticité de son sens de se prêter à des emplois divers » qu'une tautologie du genre « l'opium est somnifère parce qu'il a en lui une *virtus dormitiva* ». Pourquoi *aussi* a-t-il une élasticité de sens?

Dans la phrase « Védrine n'en finit pas avec sa statue — *Aussi*, pourquoi Védrine? » je ne puis voir aucune comparaison avec d'autres sculpteurs possibles, mais seulement le sens traditionnel 'c'est pourquoi' de *aussi*.

§ 1152. Dans le vers racinien « Qu'il périsse! *Aussi bien* il ne vit plus pour nous » *aussi bien* n'indique pas le sentiment d'Hermione: « que Pyrrhus meure, que Pyrrhus vive, cela m'est maintenant tout égal », mais la nuance de l'all. *ohnehin, sowieso* (à remarquer le *so* = 'ainsi!'): '[je dis:] qu'il périsse! mais [il est vrai] aussi bien [qu'il ne vit plus]'. *Aussi bien* établit la superfluité, sous les conditions existantes, d'une assertion: '*aussi bien* que l'assertion qu'il périsse! on peut dire qu'il ne vit pas'. *Aussi bien*, dans l'exemple de Rousseau qui suit, n'est pas non plus = 'tous comptes faits', mais se rapporte à deux assertions comparées.

§ 1160. Cp. *comme si de rien n'était* avec le français régional *de rien!*, 'cela n'a aucune importance', réponse à *merci!* et équivalent du français académique (*il n'y a pas de quoi*).

§ 1174. *Tant qu'à* devant noms peut être incorrect (Claudél: « Et tant qu'au chameau, qu'avons-nous besoin de cet alambic à quatre pattes? »), mais il me semble clairement un élargissement de l'usage de *tant qu'à* devant infinitif (« *tant qu'à lui pardonner*, pardonnez-lui... » = à *tant faire que*), d'après l'analogie de *quant à lui pardonner* – *quant au pardon*. L'incorrection me semble résider dans l'inadaptabilité de la préposition *à* indiquant une action à un nom, représentant un objet ou être « sans évolution ».

§ 1186. *Tel qu'il est* me semble tout simplement contenir le même *que* que *tout riche qu'il est, il n'est pas heureux*, un pronom neutre à l'accusatif (cf. *riche, il l'est...*). Et puis, il y a l'analogie de *quelqu'il soit* (où le *que* a une autre origine).

§ 1201. Cp. à *des yeux plutôt noirs* l'it. *anzichenò* (*occhi belli anzichenò* 'des yeux beaux plutôt que non [beaux]' > 'plutôt, assez beaux').

§ 1211. Je ne vois absolument pas d'analogie entre *A est plus grand que B* et l'angl. *A is better | than [= then 'après'] B: que* est, comme le disent les auteurs, le latin *quam*, adverbe relatif, qui aura sa place comme en latin vulgaire, d'abord dans les comparaisons de choses égales: *aussi grand que* = *tam magnus quam* (au

lieu de *tantus-quantus*). Cf. (all.) 'A ist besser | *als* [= 'ainsi'] B', à côté de 'A ist besser | *denn* B', équivalant à la tournure anglaise.

§ 1212. Les cas d'haplologie doivent être tamisés: p. ex. dans (Ch. de Rol.) « Melz vœill murir *que* hontage me venget » il n'y a sûrement pas de suppression d'un second *que* après le premier, puisque l'ancien français connaît l'expression d'un désir par le subjonctif (= optatif) sans *que*: 'j'aime mieux mourir *que*: vienne honte!'

§ 1218 bis. Je ne trouve pas la phrase *je suis plus que content* incomplète, et dans *elle était mieux qu'indolente; elle était indifférente* « ce qui devrait être logiquement le premier terme de la comparaison » ne me semble pas « exprimé après l'échantil » (= *comparatum*). Dans *plus que content* on compare *plus* à *content*: comme *plus, mieux* sont plus généraux que les adjectifs spécifiques *content, indolente*, les phrases sont très impressives: 'je suis quelque chose de plus que si j'étais seulement content.' Dans le second exemple, la phrase *elle était indifférente* est, au moins à l'origine, une nouvelle phrase.

§ 1240. Sur la construction du participe tenant lieu d'un substantif abstrait, cf. le mémoire de Lerch *ZRPh.Beih.* 42. Je ne crois pas que la comparaison du tour [Faut-il vous rappeler] *L'impie Achab détruit...* avec *la destruction d'Achab* puisse être épuisée par des termes aussi ternes que « ramassé et vigoureux ». Il s'agit dans le premier cas (1) d'une évocation d'un protagoniste sur lequel une activité est venue s'exercer, au lieu d'une action abstraite, (2) d'une dispersion de l'intérêt de la personne qui écoute sur une expression bipolaire (*Achab détruit*, ce qui serait aujourd'hui une bonne manchette de journal), au lieu d'une expression « à une tête » (dans *la destruction d'Achab* ce dernier est subordonné); (3) la note stylistique de ce latinisme — il se trouvera particulièrement dans des évocations historiques, cf. mon travail sur Racine dans *Rom. Stil- u. Literaturstudien* 2.

§ 1247. Le tour avec préposition et infinitif (*il va la vendre, pour le prix en être distribué aux pauvres*) n'a rien à faire avec les cas de l'acc. c. inf. latin en fr. (*il la crut être morte*).

§ 1253. L'idée très juste des auteurs sur le *à* dans *je lui fais faire qch.*, qui de l'attribution glisserait vers la cause ('par lui'; idée de ce qu'il revient ou convient à faire à quelqu'un > idée de chose faite par ce quelqu'un) peut être appuyée par le développement du gérondif en roman: *lavanda* 'ce qui doit être lavé' > 'ce qui est lavé', 'le linge'.

§ 1261. Le tour *le docteur la regardait qui tirait sur les lacets* ne se distingue du tour infinitif (...*tirer*...), pas seulement par le plus de netteté ou de relief dont jouirait l'antécédent (*la*), mais par

la *visualisation* de l'action en voie de s'accomplir: le participe peu populaire a perdu le sens de l'action momentanée (cf. *une jeune fille riante – l'homme qui rit*). Il me semble que ...*la regardait qui tirait sur les lacets* est une dérivation assez récente de ...*tirant sur les lacets*: car la proposition relative suivant un pronom atone semble insolite; elle n'est possible que dans des expressions bipolaires *la – qui tirait*..., où l'attention plane avec la même force sur les deux termes (cf. *je la vois impératrice*, *je la vois succédant à son mari* etc.). Je crois sentir un crescendo d'activité momentanée dans la phrase de H. de Régnier: « Soudain, je la vis, cette main, s'avancer vers le pied-de-biche ...*et qui le tira* » — je serais tenté d'intercaler *crac!* devant *qui*.

§ 1269. Puisque les auteurs rendent l'« énergie psychique » responsable du subjonctif, pourquoi ne pas citer M. Regula, dont la théorie « psychodynamique » a remporté un succès si éclatant?

§ 1325. Pourquoi ne pas parler du « style indirect libre » à titre égal que du style direct et de l'indirect — au lieu de le noyer dans l'indirect et de le mentionner dans une parenthèse en citant le « Flaubert » de Thibaudet, alors que c'est la trouvaille de Kalepky et de M. Bally?

§ 1345. Le *et* dans *Et ce pauvre Casimir qui va s'inquiéter!* ne se rattache pas au contexte, c'est vrai, mais à la situation: il n'a pas à l'origine servi à « souligner la valeur affective de la phrase, (étonnement, regret, vive opposition, etc.) », mais à confronter un détail avec une situation sans insister sur l'opposition: c'est le même procédé très insidieux que de faire produire un effet à un fait en le groupant habilement avec des faits contradictoires, p. ex. « Son père est mort hier, *et* aujourd'hui il va au théâtre. »

§ 1346. Dans *c'est lui qui va rire!* il y a d'abord mise en relief: *lui* va rire. On choisit dans un groupe de personnes qui riront un seul protagoniste représentatif; on n'exclut pas par là que d'autres riront — au contraire, on insinue qu'ils feront la même chose. All. « wird er *aber* lachen! » avec un 'mais' qui s'oppose aux autres rieurs possibles.

§ 1349. Je crois que l'interprétation première de *ce que j'ai pu souffrir cette fois-là* par *ce que* = *combien, comme*, adverbe d'intensité, est préférable à l'explication parallèle à *c'est moi qui suis content*, avec *ce* antécédent, *que* proposition relative. Cf. esp. *lo que...* dans la même fonction. La phrase de Duhamel « c'est incroyable *ce que* j'ai pu faire de courses aujourd'hui » est plutôt due à la coalescence secondaire des deux phrases *c'est incroyable + ce que j'ai pu faire...*

Pour ce qu'elle [la puissance paternelle] *me rapporte!* contient un *pour* ni causal, ni adversatif, mais le *pour* = *pro* indiquant le prix

ou l'échange: 'pour' [= en raison de, aux prix de] ce qu'elle me rapporte [cela ne vaut pas la peine d'y penser].

§ 1353. Il faudrait signaler la différence entre *voilà qui est fort mauvais!* affectif et synthétique ('quelque chose de mauvais est là') et *voilà ce qui est fort mauvais* intellectuel et analytique ('ceci est fort mauvais').

§ 1356. *Un qui est sorti de son trou (des qui...)* n'a pas de valeur comparative: c'est une substantivisation commode et populaire de *un sorti de s. t.*, cf. *un de Baumugnes* 'un habitant de B.', 'un Baumugnais', suppléant à une lacune de la formation des mots. All. *ein aus seinem Loch Gekommener*.

§ 1365. *Elle a des yeux qui vous entrent au cœur* me semble différent de *elle a les yeux qui vous entrent...*: ce tour est prédicatif et bipolaire

j'ai	j'ai
des yeux qui vous entrent,	cf. les yeux noirs

le premier s'analyse plutôt: j'ai { des yeux qui vous entrent... }

§ 1367. *Lequel* donnerait, dans une version améliorée de ce qui avait été dit auparavant, « de la cohésion, de la solidité », non à la phrase, mais « au discours, à la continuité de l'exposé ». *Lequel* me semble solidement articuler la phrase: avec *lequel* commence un nouvel acte de l'exposé, la répétition de l'antécédent (p. ex. *lequel médecin*) indique une reprise après une pause (cf. *le dit...* en moyen français). Il n'y a donc de cohésion qu'en tant qu'on entend sous un discours bien articulé un discours cohérent.

§ 1465. Sur l'extension de *à cause que*, cf. mon article sur Ch.-L. Philippe dans *Stilstudien* 2.

§ 1471. Nos auteurs sont quelquefois peu sensibles au rythme d'une phrase et à la valeur énonciative qu'elle a: « on peut répéter la ligature [causale], s'il y a lieu de marquer fortement le rapport de causalité », exemples: (Pourquoi je l'aimais?) *Par ce que c'estoit luy, Par ce que c'estoit moy* » (Montaigne); Hugo qui répète 10 fois *puisque* en 13 vers. Dans ce dernier cas, ce n'est pas la force du rapport causal qui est marqué, mais la multitude et multiplicité des raisons. On n'a qu'à déclamer de telles suites d'incidentes à anaphore pour s'entendre soi-même marteler avec une sorte d'engouement acoustique ses répétitions. — V. Hugo veut donner l'impression de pouvoir continuer à l'infini. La phrase est « ouverte » (cf. les nombreux *afin que, pour que*, si lyriquement caractéristiques de la pléthore hugolienne, au § 1490). Dans le cas de l'exemple de Montaigne, les deux *parce que* répondent aux deux personnages engagés dans le drame amoureux: c'est cette dualité

seule qui est acoustiquement dépeinte, par une sorte d'harmonie imitative, et la phrase est finie, fermée, « scellée » après l'audition des deux monosyllabes *lui* et *moy*, qui renferment pourtant deux microcosmes. — Les auteurs continuent phlégmatisquement: « On peut remplacer la seconde ligature causale par *que*: « Je la hais *parce qu'elle* est belle et *qu'on* l'aime » (France) — ne sentent-ils pas l'absence de rythme et, par conséquent, des associations suggérées ci-dessus? De nouveau, dans le passage de La Fontaine: « *Puisqu'on* plaide, et *qu'on* meurt, et *qu'on* devient malade, Il faut des médecins, il faut des avocats », le parallélisme de rythme entre les *que* et les *il faut* répétés suggèrent une nécessité grincheusement acceptée.

§ 1482. Je souscris à l'explication, par M. Sandfeld, du *ne* après *sans que* par l'influence de type conséquentiel *que... ne*, qui, de l'aveu du § 1541 de nos auteurs mêmes, n'est pas du tout « depuis longtemps abandonné ». D'ailleurs leur explication du *ne* dans l'incidente par « contagion » du *ne* de la principale est en contradiction avec leur antipathie contre cet expédient, p. ex. dans le cas des subjonctifs dépendant d'autres subjonctifs.

§ 1496. Le populaire « j'en ai deux [oiseaux]... *pour pas qu'ils s'ennuient* » s'explique peut-être par l'influence d'un impératif sous forme d'infinitif *pas s'ennuyer!*, que la personne parlante dirait mentalement aux oiseaux. Il faut noter que le type *pour eux, les oiseaux* etc. *pas s'ennuyer* était longtemps courant: ce serait alors un cas parallèle à *je crains qu'il ne vienne* avec le *ne* du désir *qu'il ne vienne!*, seulement *qu'ils s'ennuient* serait la transposition de l'infinitif *s'ennuyer!* n'influant que sur l'ordre des mots.

§ 1499. La semi-préposition *crainte de* ne s'explique pas par la « suppression de la préposition *de* », mais par une autre construction, à savoir l'apposition. Encore la méthode fallacieuse de la traduction!

§ 1505. A mentionner, parmi les conséquentielles sans ligature, les proverbes du type *point d'argent, point de Suisses*.

§ 1603. « Oui, *si* la vie et la mort de Socrate sont d'un sage, la vie et la mort de Jésus sont d'un dieu » — d'où vient au *si* la fine nuance d'ôter à l'affirmation ce qu'elle aurait de trop catégorique, d'un peu brutal, sans en diminuer en rien la force? C'est qu'il s'agit d'une argumentation rigoureuse où l'admission de la protase amène nécessairement celle de l'apodose, mais où l'individu parlant laisse à son interlocuteur le soin de tirer cette conclusion. M. Lerch parle en ce cas d'« adversativité », non de concessivité.

§ 1611. Les cas de « *si*, suivi du futur », sont à proprement dire des cas d'un futur indépendant du *si*: dans la phrase: « si elle [la science] laisse, laissera toujours sans doute un domaine... » on

pourrait aussi bien avoir le passé: « si la science a laissé », car ces trois temps *ensemble* équivalent à un « toujours ». L'exemple « *s'il viendra un jour où le paupérisme aura disparu des peuples civilisés, ce jour, malheureusement, est encore loin* » contient plutôt un *si* adversatif qui comporte tous les temps (aussi le passé, p. ex. d'après le § 1603). Il n'y a pas ici de « contamination ».

§ 1625. *Et que* substitué, dans une phrase hypothétique subordonnée à une autre, à *et si* n'est pas suffisamment expliqué par *que* « signe ordinaire de la subordination », d'autant plus que la note nous fait voir combien ce *que* était peu nécessaire dans l'ancienne langue. Il s'agit d'un subjonctif de désir et de supposition: il faut compter avec le relâchement de la dépendance ou l'émancipation syntaxique dans une seconde phrase étroitement reliée à la première, cf. ce que je dis plus haut, sur *ou si* (p. 279).

§ 1631. Dans des cas comme *heureuse, elle eût été ravissante* il n'y a aucune « donnée irrégulière ou incomplète », aucune copule n'est sous-entendue et même l'interprétation par le sens hypothétique est fautive, au moins à l'origine. Il s'agit, comme l'a bien vu M. Lerch, d'une « Kategorie », d'un syntagme à valeur zéro, susceptible de toutes les interprétations (hypothétique, causale, temporelle, etc.) et n'en suggérant précisément aucune. L'éternelle manie de 'traduction' et de violation de ce que la langue exprime! — Il est tout à fait erroné de vouloir trouver un sens hypothétique même « voilé » dans « Tout autre que mon père l'éprouverait sur l'heure » (n'importe quel homme, s'il n'était pas mon père!)

§ 1632. Aucune omission aussi dans « Le chien aurait aboyé » (le contexte rend possible le complément de la phrase: si c'était vrai 'que quelqu'un avait ouvert la porte du jardin'). Quel préjugé que de croire que les *périodes* hypothétiques précèdent les phrases simples qui en forment aujourd'hui les parties! Rien que l'analyse étymologique de *sī* latin = *sīc*, que répètent nos auteurs après Bréal, aurait bien dû les éclairer sur l'antériorité de la parataxe à l'hypotaxe. De même corriger le § 1638. La vérité perce un peu dans le § 1661.

§ 1642. Le tour *une supposition que* est tout à fait différent de *des fois que*: celui-ci est une imitation de *peut-être que*, où le *que* dépend de [cela] *peut-être*, alors que celui-là est à l'origine: *Une supposition! : que je la laisserais aller comme Total: que je ne l'aime pas*, cf. *Le fr. mod.*

§ 1648. J'ai combattu la thèse de l'identité de *que si* avec le lat. *quod si* dans *Travaux du sémin. roman d'Istanbul*, 1.

§ 1672. L'analyse de *avec ça que* ne me semble pas assez approfondie.

§ 1675. Il est évident que le type *parler haut* n'est pas réservé à des adverbes « très courts », puisqu'on peut dire aussi bien *parler japonais* que *voter socialiste*, que *vivre monotone* cité par nos auteurs, qui n'ont pas vu mes remarques à ce sujet: il s'agit d'un régime intérieur. *Parler haut* = *magnum clamare*, cf. angl. *to speak loud*, comme dans *parler politique*, expressions où le régime est plus intimement lié au verbe que dans *parler monotonnement*, exprimant une façon d'être humaine, et que dans *parler de politique*, exprimant un sujet de conversation. C'est à *parler français* qu'on doit cette coalescence intime du régime avec le verbe.

Notre langue maternelle, pour ainsi dire consubstancielle avec notre pensée, est *organiquement* liée à notre être intime, de là le caractère « organique » de cet objet intérieur. Le même transfert a eu lieu en anglais, où *buy British!* a transmis à la sphère commerciale l'intimité organique de *speak English!* Or, ce *buy British*¹ a pénétré en France (*achetez français*) et a renforcé les expressions y existant déjà, cf. Céline, *Mort à crédit* (1937): « Une maison vieille, c'est celle qui ne bouge plus! *Achetez jeune!* Faites souple! ... *Achetez vivant!* Demeurez vivants! » (*achetez jeune* = 'achetez chez des jeunes', s'appuyant sur *faites souple!*). De même, *id.*, dans *Bagatelles pour un massacre* (1937), cette immense diatribe antisémite où les mots pour 'Juif' sont répétés à satiété pour évoquer l'omniprésence du prétendu ennemi monstrueux: (p. 29) « L'exposition des 'Arts et Techniques' c'est l'exposition juive 1937... Il faut que la France entière vienne admirer le génie youtre... se prosterner...

¹ Je suis persuadé aujourd'hui que *voter socialiste* vient plutôt d'Amérique que d'Angleterre (cf. *Français 100 %, ennemi public n° 1*, des néologismes tels que *lavalisons!* etc.): *to vote democrat, republican* que M. ANDRÉ SIEGFRIED, *Les Etats-Unis d'aujourd'hui* (1929), p. 255 traduit *voter* « démocrate », *voter* « républicain » (donc, le type *voter socialiste* n'existait pas encore en 1929). THEODORE ROOSEVELT dans son livre *American Ideals* (publié en 1897, écrit en 1894) écrit (p. 37): « Above all, the immigrant must learn to talk and think and be United States » (le mot *be* seul est écrit en italique, témoignant bien le parallélisme entre le parler et l'être américain). Une traduction française (*L'idéal américain*, malheureusement sans date) rend ce passage (p. 31) « ... doit apprendre à parler, à penser, à agir en membre des Etats-Unis ». Aux Etats-Unis le caractère organique du vote soit démocratique soit républicain est encore souligné par les minuscules, alors que *to vote the Communist ticket, to vote Communist!* met le communisme sur le même plan que la nationalité (*to speak French*) et le fait apparaître comme non-américain.

saucissone ... juif! ... trinque juif! paye juif! » (p. 76). Céline parle de lettres que des Juifs lui ont adressées « Tous ces 'braves' de la Judée, tous anonymes plus ou moins, ils me vomissent en allemand. Ils terminaient à peu près tous, après quelques pages de hargne intensive, par quelque formule de ce genre: 'Du! Dümenkopf! wirst du nimmer doch Sozial denken?' (Toi! idiot ne penseras-tu donc jamais 'sozial'?)... 'Sozial denken'! Penser sozial! Voici le pharameux dada, le grand destrier de toute la race youtre! de toutes les invasions les dévastations youtres! Penser 'sozial'! cela veut dire dans la pratique, en termes bien crus: '*Penser juif!* pour les Juifs! par les Juifs, sous les Juifs!' Rien d'autre! » L'adverbe allemand (*sozial denken*) est ici transformé par l'écrivain français: la traduction littérale *penser social* a une toute autre valeur à l'intérieur du système de la langue française que dans le cadre allemand, et les explications de *penser juif* (*pour, par, sous les Juifs*) font voir le nombre d'explications possibles que contient virtuellement le néologisme français.

Dans le vers de Rostand « c'est que je chante clair afin qu'il fasse clair » — que je ne puis personnellement pas trouver « beau », avec son explication philologique du véritablement beau nom du coq en ancien français, avec ses particules trop logiques: *c'est que ... afin que* et avec ses répétitions de syllabes: *que – que, clair – clair* — je noterais d'abord le caractère archaïque, partant poétique du mot *Chante-clair*: c'est cette même syntaxe ancienne qui a donné aussi des noms peu poétiques comme *Pêlé-sec* etc.

Le tour *Elle plonge intrépide au milieu des épées* n'a rien à faire ici: c'est un latinisme introduit par la Renaissance (*intrepida...*).

§ 1678. *La presque totalité* ne sera pas le premier exemple d'un *presque* 'presque préfixe': *la presqu'île*, traduction de *peninsula* introduite par Amyot, a précédé de quelques siècles. Cf. *quasi-*, *semi-*, préfixes nominaux devenus nécessaires par le désir de rendre des nuances plus complexes dans des temps modernes, cf. l'angl. *near* dans la même fonction.

§ 1681. Rien n'est à « suppléer » dans des cas comme « (le pigeon) Dans un champ à l'écart voit du blé répandu, Voit un pigeon *auprès* » — l'explication « le pigeon est *auprès du blé* répandu » tire arbitrairement des mots de la première phrase: le pigeon voit un autre pigeon *auprès* (pas du tout *répandu*), je traduis en all. *dabei*, en angl. *nearby*: dans *auprès* il n'y a qu'une vague localité qui a la qualité d'être proche (et, naturellement, si quelque chose est proche, cela doit être proche de quelque autre chose, mais ce deuxième terme n'est pas exprimé). *Auprès* est une forme du substantif **le près* équivalant à *les environs*, *les alentours*, d'ailleurs formés de la même manière. Il ne faut pas confondre le rapport inhérent à la

signification du mot **le près* (= *les environs*) avec le rapport entre ce mot et la phrase dans laquelle il se trouve.

§ 1687. Peut-on vraiment qualifier d'« abus » le *très* employé d'une façon absolue («...il est intelligent. — Oui, mais *pas très*»), qui est tellement courant dans la conversation? Je crois sentir dans la prononciation même de ce *très* une sorte d'allongement ou de suspension indiquant le contexte d'une phrase plus complète: *très* reproduit *très intelligent* comme *pour un pour lui* dans la phrase « avez-vous voté pour ou contre notre candidat? — *Pour* ». Dans le vers de Racine: « Oui, vous êtes sergent, Monsieur, et *très sergent* », on pourrait, dans une parlure familière, supprimer le second *sergent*, et nous aurions notre *très*, en ceci différent de *beaucoup*, que *très* reproduit automatiquement le mot auquel il appartient. Ici vraiment la langue sent (aujourd'hui encore) une ellipse. On pourrait de même employer un *trop* elliptique: « Est-ce que vous avez vu l'Expo? — *Trop* » (cf. l'exemple à la note du § 980).

§ 1691: Faut-il vraiment être aussi académique que Littré et bannir des phrases tellement usuelles comme « *le combien* est-ce, aujourd'hui? » et dire *quel quantième, quelle date...*? Et comment rendre « le combien *sommes-nous* aujourd'hui? »? La langue avancée a déjà forgé un *le combienième* (d'après le *cinq de ce mois*).

§ 1707: Il faudrait dire que *boire d'autant* est une formule toute faite (Rabelais disait *pleiger d'autant*) équivalant à l'all. *Bescheid tun* (= 'répondre à un salut par la boisson à votre santé en buvant la même quantité').

§ 1710: « Il est plus âgé que lui *de* cinq ans ». Le *de* est expliqué par le *de* indiquant le point de départ: mais alors on attendrait plutôt: « il est *du même âge* que lui de cinq ans » (si on prend le point de départ à cinq ans, les deux hommes comparés sont d'âge égal), cf. l'all. « er ist *um* 5 Jahre älter », où *um* signifie 'passé', 'perdu' (*um etwas kommen* 'venir au-delà de qch.' > 'perdre qch.'): 'il est plus âgé', cinq ans sont derrière lui'. L'explication causale du *de* par Tobler (d'ailleurs le texte français «...il exprime ce qui produit la différence » est une traduction inexacte de l'allemand de Tobler «...indem es dasjenige einführt, wodurch ein Unterschied zustande kommt », c'est-à-dire: « le *de* introduit ce par quoi une différence est produite ») n'est pas un « jeu sur les mots » — Tobler est le dernier à se payer de mots, quand l'aura-t-on compris? D'ailleurs son explication est appuyée par l'angl. *by* 'par', employé pour indiquer les différences de mesure. J'inclinerais personnellement à admettre une continuité d'emploi du *génitif*: le latin avait *longior duodenum pedum* = 'plus long de XII pieds', comme *long de deux pieds* continue un latin *longus duorum pedum* (Stolz-Schmalz⁵, p. 399).

§ 1712: *au jour d'aujourd'hui* n'est pas à proprement dire un pléonisme, mais est amené par la grammaticalisation d'*aujourd'hui*, dans lequel le sens du mot *jour* est oblitéré. Je traiterai de cette question dans un livre qui est sous presse. Dans le passage de Lamartine « Et nous n'avons à nous que le *jour d'aujourd'hui* », où le poète oppose à la toute-puissance divine la faiblesse congénitale de l'homme, l'expression triviale me semble avoir une nuance un peu ironique: nous n'avons à nous que ce tronçon infime de la vie, le *jour d'aujourd'hui*.

§ 1725: Il faudrait dire que *jamais* est ambivalent: j'ai discuté les raisons psychologiques de cette ambivalence dans un article du *Jr. mod.* 6, 51.

§ 1726: Le fr. *encore* n'est sûrement pas *hanc horam*, mais soit *unquam* (REW³) soit *hinc hora* (Rohlf, ASNS 1937, 203).

§ 1730: Dans *sens dessus dessous* il ne faut pas analyser *ce en dessus...*, parce que *cen* est une variante anc. française de *ce* formée (comme *jen* à côté de *je*) d'après *nen* : *ne* (Rydberg, *Geschichte des Frz.* III, p. 627) ou d'après *ce ne* > *cē ne* (comme *je ne* > *jē*, Meyer-Lübke, *Hist. Gr. d. Jrz. Spr.* 1, § 273 et § 264).

§ 1739: Il fallait dire que l'adverbe en *-ment* est une formation demi-savante, dans laquelle le noyau intellectuel de *mens* se conserve: de là certaines restrictions de l'emploi du suffixe que j'ai discutées dans mes *Stilstudien* 1.

§ 1741: *ainsi* est *in + sic* d'après la démonstration convaincante de M. Rohlf.

§ 1773: On aimerait voir mis à profit les travaux de MM. Vossler et Lerch sur la différence entre *je ne peux (ose) pas* et *je ne puis (je n'ose)*: négation intellectuelle et affective; il est curieux de voir nos auteurs ici bien plus intéressés aux questions historiques qu'à l'établissement de l'attitude psychologique du Français d'aujourd'hui qui emploie l'une et l'autre forme de la négation.

§ 1786: J'ignore pourquoi il serait « plus simple » d'expliquer la chute de *ne* dans le langage populaire (*j'sais pas*) par un fait phonétique (le fait phonétique n'est jamais un *primum movens*). Ce serait en l'espèce la syncope de l'*e* muet: mais on sait bien que la chute de l'*n* serait tout à fait insolite (comparable peut-être seulement à *cela* > *ça*, *celui-là* > *cui-là*). Un *je n'sais pas* (avec *e* vraiment muet) a un *n* suffisamment protégé par *je* [= *jō*], de même que *je me disais* [= *jōmdisē*] ne laisse tomber le pronom (*je le lui ai dit* > *je lui ai dit* est un phénomène dûment attesté dès l'ancien français, et il y a ici dissimulation haplologique des deux *l* en concurrence avec le caractère facultatif de l'expression du régime au neutre: *je sais* = je le sais). Je pense que

les exemples anciens de *sais-tu pas?* dans les phrases interrogatives (§ 1787) témoignant d'une origine différente des cas *j'sais pas*, *sais-tu pas?* (cf. M.-L., *RG* III, § 697) était à l'origine une question positive (avec le *pas* ambivalent, comme *jamais* ci-dessus): 'sais-tu un peu [quoi que ce soit]?'. Dans *j'sais pas* nous avons une conjugaison négative s'opposant par le suffixe à *j'sais* (cf. le *mie*, suffixe négatif dans la conjugaison verbale des patois lorrains) comme le turc a l'infixe *-m-* signifiant la négativité: *bilyorum* 'je sais' – *bilmyorum* 'je ne sais pas'. Le lombard *pös no* (de *no pös no*, Meyer-Lübke, *l. c.*) est une bonne analogie. La négativité indiquée par un suffixe est bien dans la ligne de la « tendance à la séquence progressive », que relève M. Bally.

§ 1831: L'article de Tobler (*VB* II, p. 28 ss.) n'est pas cité, bien que cet auteur insiste comme MM. Le Bidois sur le rôle « prédicatif » (= « attributif », en opposition avec le rôle d'épithète) du tour *il y en a cent de tués* (opposé à *il y a cent tués*) et distingue bien — ce que nos auteurs ne font pas — le rôle actuel du *de* et sa genèse historique (*cent de tués*, *un jour de perdu*, *un franc de profit*, *un million de rente*).

§ 1833: Pour *on dirait d'un fou* il faudrait de même séparer le plan historique du plan de la fonction actuelle: au premier point de vue *dire de* continue la construction interromane du moyen âge.

§ 1877: Le *pour* dans « *pour un homme d'esprit*, tu n'as pas le sens des nuances » n'a à l'origine pas le rôle de terme soulignant une opposition ('pour être un homme d'esprit, tu n'as *pourtant* pas le sens des nuances'), remontant à un conséquentiel ('pour être dévot je n'en suis pas moins homme'), mais contient un *pour* = *pro*, *pro rata*, etc.: 'en rapport, en comparaison avec'.

§ 1920: L'ellipse obéirait d'une part à « la loi physiologique du moindre effort », d'autre part à la « loi psychologique... d'après laquelle tout sentiment passionné... tend à s'exprimer en dehors des cadres ordinaires de la langue ». Mais ces deux lois se contredisent! Si l'ellipse obéit à un désir de sortir de la convention linguistique, elle sacrifie à la loi du plus grand effort! En réalité, dire moins qu'il n'est nécessaire est un effort, le plus grand effort possible, que, d'après Gide, seul un classicisme comme le classicisme français a tenté. Croit-on vraiment qu'une « ellipse » racinienne comme « Je t'aimois inconstant, qu'aurois-je fait fidèle? » (§ 1922) ne suppose pas le plus grand effort possible de concentration? « Grâce aux ellipses, celle [la langue] de la poésie a des ailes », disent nos grammairiens — mais alors pourquoi se rognent-ils les ailes de leur propre imagination en admettant que les ailes du poète soient le produit physiologique de l'inertie?

§ 1921: « Ellipses de mots ». Encore! *crainte* a déjà été expliqué

plus haut: « elle se trouva *vis-à-vis* Mademoiselle » peut s'expliquer par 'elle se trouva, Mademoiselle visage contre son visage'. Pour *adieu veau, vache, cochon, couvée* les auteurs ne savent quel verbe suppléer: évidemment, les substantifs sont à l'origine des vocatifs, et l'adieu au rêve du veau veut dire pour un commentateur prosaïque 'le veau s'est en allé': s'il fallait suppléer quelque chose, ce serait seulement la forme normale du salut *adieu* [à Dieu soyez]', comme dit le provençal. Je ne vois pas pourquoi il faudrait suppléer quelque chose plutôt dans la phrase flaubertienne « c'est une grande brune, *la taille mince*, de beaux yeux, l'usage du monde » que dans le vers racinien: « Un poignard à la main, l'implacable Athalie... ». Les trois syntagmes flous de Flaubert s'expliquent d'après mon article dans *Stilstudien I*. Je ne vois pas pourquoi « celui-ci, *doigts agiles...* » dans une phrase de Hazard serait différent du homérique ῥοδοδάκτυλος Ἥως, et « elle retomba, *la tête en arrière...*, blême » (Flaubert) de *supina recubuit*.

§ 1922 bis: *Histoire de prendre un verre* n'est pas une ellipse non plus, comme je l'ai montré dans *Travaux du sémin. rom. d'Istanbul I*, et ne signifie pas seulement la finalité, mais ajoute une idée de *petite affaire* à dépêcher. — *question de* n'a par conséquent pas le même sens. Je parlerai de cette construction dans un article de la *RR*. « Il est vain de rechercher ce qui est omis ici devant les mots *histoire* ou *question* » — évidemment! mais vain aussi de s'embarquer sur des mots aussi haut-sonnants et, en l'espèce, vides de sens que « condensation » et « économie ».

§ 1923: Je ne vois, après les nombreux parallèles donnés dans mon article sur l'impératif en roman, dans *Aufsätze*, aucune difficulté à expliquer *donnant donnant* dans une phrase comme *l'affaire se fera donnant donnant* (on pourrait aussi dire en latin *do ut des*) 'par le donner de ci et de là': une mimique accompagne les deux participes ou gérondifs, pour indiquer deux donneurs différents; il n'y a pas d'« allitération », mais répétition du même mot pour deux acteurs différents (cf. *vis-à-vis* et l'esp. *así como así*, l'all.*sowieso*). La locution s'est formée à une époque où *en* n'était pas encore nécessaire. Pas d'ellipse surtout!

§ 1924: *il ne manquerait plus que ça* n'est pas tellement 'absurde', ni 'paragrammatical'. En all. on dit *das fehlte noch!* aussi bien que *das fehlt noch!* Le locuteur envisage ce qui pourrait se produire (ou même ce qui s'est déjà produit) comme le comble de la malchance: 'il ne manquerait plus que cela [si cela venait à se produire]'. Le conditionnel fait exprès de présenter le fait comme hypothétique, même s'il est déjà en train de se produire — sorte de non-acceptation superstitieuse, confiant en la puissance conjuratrice de la parole humaine, de l'imminent.

§ 1933: *tout ce qui reluit n'est pas or*: les auteurs disent: « On trouvera un utile complément à ces observations, dans Tobler, *Mélanges*, I, XXVIII. » — singulière justice vis-à-vis d'une étude syntaxique magistral ecomme il y en a peu dans le monde romanisant!

Nous souhaitons à l'œuvre si maniable et si bien présentée une seconde édition qui tienne compte, dans la mesure du possible, des remarques qu'on vient de lire.

Baltimore.

Leo Spitzer.

★

MÉLANGES A. DURAFFOUR. *Hommage offert par ses amis et ses élèves, 4 juin 1939. Romanica Helvetica 14*, Librairie E. Droz, Paris et Max Niehans Verlag, Zurich-Leipzig, 1939¹.

Rivalis, pp. 54-8. — Le doyen vénéré, et aimé, de nos études franco-provençales, le chef dont l'autorité souriante et la minutieuse collaboration personnelle ont permis la réalisation du *GPSR* engage avec moi une discussion courtoise — dont notre amitié ne souffrira pas, Dieu merci! — sur les origines de la forme, surtout vaudoise et fribourgeoise, *ryô*, du nom du « ruisseau ». Je rattache cette forme au simple *rîvu*, qui, selon moi, aurait donné, en Suisse, comme en France, au sing. «*ri* — *ru*», au pluriel «*ryaus*», susceptible d'aboutir à *ryô*; je lis l'intermédiaire postulé dans un document valaisan de 1294: *Petrus li Desrials*. M. L. GAUCHAT ne conteste pas la légitimité phonétique d'une forme «*ryaus*», et la validité de l'explication que j'ai donnée des *ryau* en franco-provençal de France. Mais, sans exclure absolument (cf. p. 58) le point de départ *rîvu* pour les *ryô* suisses, il croit, et donne ses raisons de croire, que, à l'origine de ces formes, se trouve non pas *rîvu* mais **RIVALIS*, aboutissant, l'un et l'autre, au même résultat.

Il va de soi que nous pourrions, M. Gauchat et moi, discuter longuement sur ce sujet, et que cette discussion, pour ceux qui auraient le courage de la suivre, aurait peut-être une portée générale. Je donnerai ici simplement quelques-uns des arguments qui me semblent, pour l'essentiel, — car je ne pense pas que **RIVALIS*, présent en France et en Italie, doive être proscrit de Suisse —, militer encore en faveur de mon point de vue.

¹ [La première partie du compte-rendu si substantiel de M. A. DURAFFOUR est imprimée *VRom.* 5, 264-282 (contributions de MM. ROQUES, DUFOUR, GARDETTE, HASSELROT, JEANJAQUET, JAQUENOD, JUD (La Réd.).]

Je crois être fondé à éliminer les trois formes franco-provençales citées à la page 57. Grenoble *riau*, transcrit de Ravanat, a été par cet auteur transcrit de Blanchet, et ne doit pas être retenu: je renvoie à l'original, p. 214, si l'on veut, à la p. 220: *ruy*... mais l'essentiel est dans la carte 341 du *Dict. des Terres Froides*, dont les formes très variées rentreraient, je crois, sans peine dans un schéma génétique à partir de RIVUS, -os. Au Sud de Grenoble, 5 à 10 km, en 1340 *Russec RIVUM SICCUM* et un n. de localité actuel: *Risset* (cf. le *Dict. Top.* d'Ulysse Chevalier, résumé de Pilot de Thorey, Romans, 1920). Lyon *riau* est aussi une simple graphie pour *ryō*: l'etymon RI(V)ALE, de Puitspelu, avait déjà provoqué l'objection de Devaux (*Langue vulg.*, p. 180, N 1) « **lixivum* est traité de même [comme *rivum*]; preuve qu'il est... »; j'ajoute que nous sommes ici dans la zone où à un sing. *avil* 'essaim; ruche', correspond un pl. *avyō* (*Festschr. Jaberg*, p. 381). Quant au *rivau* forézien, je crois qu'il n'a guère pour lui que l'autorité de Mistral: cf. à Saint-Etienne, au XVII^e s., *rió* (monosyll.) (cf. Veÿ, p. 113), *riu* fréquent dans les *Chartes du Forez*, à Feurs, *ri* 'ruisseau' comme à Chalmazel, canton St-Georges-en-Couzan.

Il y a un mot à dire également pour prévenir les fausses interprétations possibles des «*riaus*» qui pourraient se rencontrer dans le français proprement dit. A cet égard il faut retenir une forme de sujet singulier *aissiax* 'essieu' dans *Li Fet des Romains* [XIII^e s.], éd. Flutre-Sneyders de Vogel, p. 711, 17; elle suffit sans doute à établir (cf. mes *Phénom. gén.*, p. 208) que le traitement de AXILIS a été foncièrement identique dans toutes les parties du domaine gallo-roman, et conforme à celui de RI(V)US.

Le fait essentiel, et qui domine le débat où M. Gauchat et moi, nous sommes engagés, est la très grande ancienneté de ce traitement. Lorsque aux XIV^e-XV^e siècles les notaires de France, et de Suisse aussi (je tends encore à le croire), se sont vus dans l'obligation de transcrire, en français ou en latin, au singulier, des formes de pluriel *«*riaus*» *«*ruaus*», ils ne s'abandonnaient pas à leur fantaisie (cf. le mot de la p. 55 «*réfections fantaisistes*»): ils suivaient le procédé si bien mis en relief par M. Gauchat lui-même de la réfection analogique: à un pluriel «*-aus*» correspondait, dans leur sentiment linguistique, un singulier «*-al*», ou latin *-ale*, ou «*-ail*», latin *-alium*. Ils ont pu ainsi se trouver en face de deux formes, celle de la langue réellement parlée autour d'eux, et peut-être par eux-mêmes, et celle qu'ils tiraient par induction d'un pluriel, qui leur était phonétiquement inintelligible, que leur latin, aussi, leur suggérait. La p. 57 des *Mélanges* cite, d'après Levy, *Suppl. Wtb.*, un texte: *o fons o rius o rival*. On trouverait ailleurs (p. ex. dans le n^o 35 des *Plus anciennes chartes*...

publiées par M. Clovis Brunel) des exemples de la même synonymie: il est, certes, bien possible que *rival* continue RIVALE, mais il se peut aussi que *riu* soit le mot du client, et *rival* le mot de l'homme de loi.

Je ne conteste pas l'existence d'un type *RIVALIS. Elle est rendue plausible et par CANALIS, comme le dit M. Gauchat, p. 56, et aussi par les dérivés de PRATUM, et de TERRA: frprov. «*prātī*» 'grande prairie humide', Vaux *ēprātī_a* 'mettre en pré'; v. lyon. *terrailler*. Dans l'Isère, où abondent, comme en Suisse, les formes de latinité médiévale de *Rivalibus*, d'origine amphibologique, puisque l'une (XII^e s. déjà) correspond à un moderne « les Rieux », nous avons, comme en Suisse encore (cf. Vaud *ryotsé*, cité par M. Gauchat) un *Rivachet*, qui, si je ne me trompe, a pu procéder de **rivals* + *-et*, avec *t* d'insertion entre *l* et *s*.

Reste l'argument d'ordre géographique (*RIVALIS représenté dans la Haute-Italie, jusqu'aux abords de la frontière suisse), qui est en lui-même d'un grand poids, ...ou qui le serait, si RIVUS n'était pas sûrement attesté aux abords du Valais. Or je l'ai relevé deux fois, à peu de distance, dans des enquêtes menées en commun avec M. B. Hasselrot: *ryū* à Sixt, H. Savoie (P. 956 de l'ALF), où il coexiste avec *nā*; même forme à Saint-Roch, canton de Sallanches, H. Savoie, avec le sens de « rigole du purin ». Enfin, à Magland (H. Savoie), après M. Osterwalder (LRSt. I, 5, p. 82), j'ai noté *rowīdo*, m., au sens de 'purin', et aussi de 'rivière': c'est un postverbal de *RIVICARE. Si FOENILES a pu donner *Finyaux*, en 1294 (aujourd'hui *fənyo* 'Finhaut'), la porte reste ouverte à l'explication que j'ai proposée du *Desrials* de la même date. En tout cas je continue à croire, peut-être sans désaccord avec M. Gauchat, que, « dans la même contrée », *rū* et *ryo* peuvent coexister comme continuateurs de RIVUS, -os: c'est ce que Devaux (*op. cit.*, p. 179-180), imaginant une autre filiation que la mienne¹, avait constaté dès 1892.

Les noms de cours d'eau vaudois, p. 80-92. — M. P. AEBISCHER continue, avec autant de bonheur que de ténacité, à exploiter la veine que, voici quelques années déjà, il a entamée, en parfaite communauté de vue avec M. J.-U. Hubschmied, dans un des champs les plus intéressants de la toponymie. Grâce aux travaux de ces deux savants, il est maintenant établi que de très nombreux noms de rivière portent aujourd'hui encore des noms d'êtres

¹ J'appelle ici l'attention sur la forme de Villefranche-sur-Saône (Rhône) *sieu*, en 1337, contexte cité plus bas dans le c. r. de M. BOSSHARD, p. 310, l. 1 et 2 du haut, et qui continue *sive*.

animés, conçus comme divins, qui, à l'époque gauloise, étaient censés habiter ces rivières. Au nombre de ces noms de forme celtique il en faudra ranger désormais quatre nouveaux, soit le nom de la *Chamberonne* (*Chamberonia*, *Chamberona* et *Chamberina*, XII^e s.): M. Aebischer est porté à y voir un mot tabou, de sens littéral « la courbe », désignant le serpent, et il rappelle à l'appui de cette idée les nombreux mots où M. Hubschmied (*VRom.* 3 (1938), 61-66) a vu des périphrases désignant le serpent¹. La *Crésentenax*, elle, conserverait le nom gaulois du crapaud *CRAXANTUS*, bien connu depuis un article de A. Thomas (*Bulletin Du Cange* 1 (1927), 140). La *Darbornaz* conserve, bien entendu, le nom du **DARBO*, désignation ordinaire de la taupe; de toute évidence aussi, la *Venoge* le nom attesté de la déesse *VINOVA*. Enfin, le nom de la *Senoge* signifierait « vieille femme », et absolument rien, à mon sens, ne s'oppose à cette interprétation.

Parmi tous les hydronymes que mentionne l'article de M. Aebischer, un seul est pour lui (cf. p. 83-84) d'origine latine: la *Sorgue* vaudoise, son nom étant le continuateur d'un *SURGA*, tiré de *SURGERE* (cf. Nyrop, *Gr. Hist.* III, 253). La *Sorgue* vauclusienne, elle, (cf. p. 83) a un nom prélatin.

Ce résumé de l'article de M. Aebischer manquerait — remerciement à part — l'essentiel de son objet, s'il ne mettait en valeur, avec la richesse de la documentation, des qualités de méthode poussées jusqu'à l'extrême scrupule. Cette étude de toponymie a commencé sur le terrain, où on voit le linguiste se promener, le « steel rule » à la main, interrogeant les indigènes, confrontant les données de la réalité avec les indications que fournissent tous les plans et les esquisses qu'il a pu réunir. Cette toponymie, pour savante qu'elle soit, n'a rien de livresque. Le résultat acquis, il est présenté dans une exposition qui rappelle, par le ton, le rapport de l'expert s'effaçant derrière les faits qu'il fait parler.

Amo ün pêr kikkers gio da nossa panera, p. 105-114 (« Encore quelques brioches — en forme de coq — pétries sur notre patissoire rhétorique »). — Ce titre, avec les dix pages écrites à mon intention dans la quatrième langue fédérale par l'excellent confrère et l'homme charmant qu'était CH. PULT, ne fut pas pour moi une

¹ Pour appuyer l'idée du serpent conçu comme une divinité bienfaisante, M. AEBISCHER, p. 86, cite J. TOUTAIN (*Cultes païens*). Il cite également CH. RENEL. Ce dernier, qui fut un de mes excellents maîtres au Lycée de Bourg, nous exposait cette idée païenne, dès 1893: c'est le christianisme et la malédiction de la Genèse qui ont renversé les notions de l'humanité à cet égard.

des surprises les moins agréables que me réservait le recueil des *Mélanges*. J'avais conservé un souvenir assez précis du « Backbrett » offert, en 1925, par le rédacteur du *Glossaire romanche* au rédacteur en chef du *Glossaire romand*: quand je me vis présenter à mon tour par ce collègue, dont quelques jours de fréquentation avaient fait un ami, une aussi délicieuse « panera », j'en conçus un plaisir qui aurait pu devenir de l'orgueil. Mon remerciement ne touchera pas Pult qui, six mois après mon 60^e anniversaire, devait s'endormir du sommeil du bon ouvrier, mais il atteindra encore dans le cœur son fils Gion, qui garde pieusement son souvenir¹, et, puisque la solidarité grisonne n'est pas un vain mot, il touchera tous ceux des Romanches qui ont éveillé en moi, et continuent à y entretenir l'amour de leur langue.

Dans sa composition, comme dans le ton qui l'anime, le mémoire de Pult rappelle effectivement de très près celui qu'il avait offert à Louis Gauchat. Pult exhume quelques reliques précieuses qui sont comme les titres de noblesse du lexique romanche: je cite en particulier les continueurs de NUDIUS TERTIUS, ... QUARTUS, ... QUINTUS (la thèse sur Sent, p. 165, disait: *štértsa* 'avant-hier' ECCE TERTIA [DIES], avec les abondants développements analogiques qu'ils ont provoqués). Pult — dont je me rappelle l'aisance et l'entregent avec lesquels il vivait au milieu de ceux de son village, comme j'ai conservé dans l'oreille la musique de l'*allegra* qu'il distribuait à chaque rencontre dans les rues de Sent, et le « Chasper » qui se détachait dans les propos un peu précipités de ses interlocuteurs — cite les tournures populaires, les proverbes qui attestent le goût du peuple pour les formules imagées: tout cela demande à être saisi sur le vif. Comme dans les pages écrites pour Gauchat, mais avec moins d'exemples, il insiste sur cette marque personnelle que, en se jouant pour ainsi dire, le lexique grison imprime aux emprunts étrangers.

Une esquisse tout à fait originale, qui nous conduit sur le terrain du folk-lore, est celle que Pult consacre à la terminologie du jeu de cartes en pays romanche. Beau carrefour d'emprunts de toutes langues qu'une table de joueurs de cartes dans un pays qui a fourni de soldats, et des meilleurs, toutes les nations du monde! Pour identifier tous ces termes il faut une information, et aussi une finesse dont tous les chercheurs ne sont pas capables. C'est une trouvaille signée de Pult que l'interprétation qu'il donne (p. 114) du nom du « valet »: *depê*, « fuorma unica d'avant 50 ans », où, d'après la figure de quelques jeux anciens, il lit « (valet) d'épée ».

¹ Cf. la publication posthume: *Meis Testamaint*, Samaden, Engadin Press 1941, et la nécrologie, *VRom* 5, 327.

Et, pour terminer ce trop bref compte-rendu où il y a un voile de mélancolie, je ne résiste pas à la tentation de faire entendre, à l'exemple de Pult lui-même, la note gaie d'un proverbe qui, dans des jours meilleurs, éveillera sans doute un écho dans quelque brelan éloigné de la sereine Engadine: *las chartas sun dal diavel, i'l diavel vol bain als ses* 'les cartes sont du diable, et le diable aime les siens'.

LENIS — LATINUS, p. 114-131. — Les 18 pages que m'offre KARL JABERG sont, dans un tissu serré, si riches de faits et de suggestions, si captivantes dans l'ensemble et le détail — avec ce tour délicat dans la forme que connaissent les familiers de mon ami et de ses livres — que je ne peux songer à les résumer ici. A la grande joie, sans doute, des directeurs de la *Vox*, ménagers de leur papier, j'y renvoie le lecteur, et je me mets, sans autre préambule, même de remerciement, à commenter.

J'ai passé au crible, dans la mesure du possible, la masse énorme des mots cités par l'auteur. Je ne vois à éliminer que, p. 126, le grenoblois *leen* 'maintenant, à présent', dont Ravanat, coutumier du fait, est responsable: dans ce texte, de 1635, le mot signifie 'en dedans' (cf. *DTF*, 3554; et, Isère: le Périer, canton de Valbonnais, *lê* 'profondément'; Oisans: *yê* 'profond', et la carte 1095 de l'*ALF*).

Les compléments que j'ai à proposer seront présentés dans l'ordre le plus clair.

Un continuateur moderne de l'apr. *len* (cf. p. 120) peut être localisé dans le temps et l'espace par un texte. J. Foucaud, né (1747) et mort (1818) à Limoges, écrit dans la dédicace de ses *Fables imitées de La Fontaine*, à propos des fables du classique: *Lâ soun tan lenâ, tan eimoblâ* 'elles sont si polies, si aimables' (édition de Limoges, d'après Ruben, 1895, chez Ducourtieux, p. 2).

Le couple *lê* — *lêta* (p. 116) est sous cette forme à la Chapelle d'Abondance, H. Savoie, également avec le sens de 'lisse' (P. Bollon, *SPFR*, 10).

A la suite d'enquêtes toutes récentes (novembre 1941) dans le département de la Savoie, je suis en mesure d'élargir ma documentation sur les continuateurs de LATINUS dans cette région.

A Tignes, circonscription de Bourg-Saint-Maurice (Haute-Tarentaise), 15 km environ en amont de Mont-Valezan, M. l'abbé Duck m'a signalé: *lêⁿ*; *leⁿn^a* f. adj.: '(d'un homme) svelte, élancé, agile'. Le fém., appliqué à une vache, a à peu près le même sens. Appliqué au bois (emploi fréquent), le sens est 'sain, qui se fend bien droit, se débite facilement'.

Dans la région de Bozel, arrondissement de Moutiers, j'ai re-

cueilli: *lên^a* (f.; d'une vache): à Bozel, 'qui est facile à traire' (comme à Aussois); à Champagny-le-Bas *lêna* '(vache) de corps allongé'. Un patoisant de l'ancienne génération de Bozel me dit que le sens ancien, le vrai sens pour lui, est: '(vache) dont le profil, l'échine est droite, horizontale, et non incurvée'; 'non embâtée'; l'adjectif s'applique aussi à une route plate, sans ondulation. On dit aussi adverbialement: *t-irê to lèn* 'tu iras tout à plat'.

Voici des additions plus substantielles, susceptibles, sans doute, de modifier les données, et la solution, du problème.

Voir p. 124-125. — Face aux termes piémontais, du côté français, — d'après le supplément à Chabrand-Rochas de l'abbé Gondret, signalé (*VRom.* 5, 309, N 2) et contrôlé partiellement sur les lieux par M. J. Hubschmied fils — le Queyras connaît une forme correspondante: *leign*, o adj. 'mince-long' (à prononcer sans doute: *lêⁱñ*, *lêⁱño* [f.].) — Pour le traitement de *MATURU* dans cette région voir *ALF* 981-992, carte 890.

Ce sens nouveau est attesté, toujours du côté français, face aux parlers valdôtains. A Montvalezan, canton de Bourg-Saint-Maurice (Savoie), tout près du p. 965 de l'*ALF*, on a *lê*, f. *lêna* 'élancé (d'un homme à la taille élancée; d'un arbre); le fém. s'applique à une vache haute'. (Communication de M. Norbert Maître, en 1928-1929.)

Région de Chamounix (*ALF* 967), face à Martigny (Suisse). Vallorcine (village-frontière): *va's láina* 'vache leste; qui est de bonne main [à la traite]'. *mə^dz láina*, *lêna* 'génisse qui a les jambes souples, qui court vite'. (Je note les formes que j'ai entendues, à plusieurs reprises, avec les définitions qui m'ont été données très spontanément, en août 1940, lorsque je prononçais le mot patois, ou le demandais d'après la définition. — Aux Houches, 3 km 500 SO de Chamounix, une personne de 85 ans, d'intelligence très vive, patoisante au parler conservateur, me dit avec la même spontanéité: « *láina*; on dit cela d'une vache étroite, mince de dos, leste: celles-là, on les a bien en main ».

A Salvan (Suisse, Bas-Valais, 12 km au NE de Vallorcine) la forme correspondant à celle de Vallorcine, avec exactement le même sens, est: *lêna* (cf. la forme *leina*, signalée par Bridel, et Jaberg, p. 116). (Réponse spontanée donnée à Vallorcine, août 1940, par une très bonne patoisante de V., depuis quelques jours en visite chez sa fille).

Je pense que ces données, pour sommaires qu'elles soient, complètent heureusement toutes les indications fournies par M. Jaberg sur la postérité de *LATINUS*. Les mots cités, auxquels on ajoutera ceux de Aussois-Bessans reproduits p. 126, tout en attestant aux deux extrémités de la série des sens assez différents, présentent

une véritable continuité sémantique: ils sont localisés sur la crête des Alpes, dans un pays pastoral, ils ont un sens concret et précis, ce sont des termes de la vie pastorale. Mais il est possible, je crois, de déceler plus loin encore vers le Nord deux autres survivances de *LATINUS*, toujours dans la même sphère d'emploi.

J'ai depuis longtemps recueilli au centre du département de l'Ain, dans le canton de Pont-d'Ain, à Druillat et à St-Martin-du-Mont, pour désigner la première opération de la traite, consistant à amener le jet du lait, une expression qui m'avait toujours semblé mystérieuse: *fâd vāni la lēñá*.

Au point de vue phonétique, la finale correspond à un -ATA précédé de palatale. Il va de soi que l'expression primitive peut avoir été *l-alēñá* (le patoisant ne sait même pas souvent, en pareil cas, comment les mots se coupent). L'*ē* (comme dans *sēzō*...) exclut un recours à LENIS, qui, accentué, aurait donné *ai*, protonique: *e* ou *ə*.

Le point de vue sémantique — quoi qu'il en puisse sembler à de non-initiés à la technique même de l'opération — n'implique pas le concept de LENIS. Voyons en effet les expressions employées dans une région assez voisine, au Sud, pour désigner ce premier acte de l'opération de la traite. Le *DTF*, pour sa part, en a deux: celle du n° 6569, qui est mystérieuse, et celle du n° 1784 *l epwēta vē* 'le lait vient', dans deux communes du canton de Beaurepaire (partie Ouest du département de l'Isère), que j'ai, personnellement, retrouvée dans la partie Est du même département: à Barraux (canton du Touvet, rive droite de l'Isère): *l eⁱpwēta e^t arrivá*; à Morestel-les-Mailles (canton de Goncelin, rive gauche): *bal'e l eⁱpwēta* 'faire venir le premier jet'; (à Allevard: *lo lase s abád²* 'le lait part'). Il s'agit évidemment de EXPUNCTA. Dans la partie Sud du département, à Prélénfrey, canton de Vif, 'faire venir le jet de lait' se dit *emqđá*, continuateur de *EXMOVITARE; cette base, bien connue, doit être considérée comme procédant de *EXMOVITA, et il faudrait remanier en conséquence l'article 5705 du *REW* (*MOVITARE)¹.

Est-il téméraire, maintenant, de proposer pour Pont-d'Ain *alēñá* une base *AD-LATIN-I-ATA? Voici un autre argument en faveur de cette hypothèse. La page 116 de K. Jaberg a rappelé une forme *aləná*, infinitif, notée par Mme Odin à Blonay, qui n'a pas été retrouvée aujourd'hui: cf. *GPSR*, s. v. C'était un mot en fin de carrière. A-t-il été bien entendu par la lexicographe?

¹ Peut-être Theys *aya*, dans ma notation, *DTF* (6569) (qui, mal entendu et mal compris, a provoqué *arya* 'traire' de l'*ALF*, c. 1323) continue-t-il ADJECTUM.

Etait-il déjà altéré? Je suis peut-être téméraire: mais un des sens indiqués, « passer la main sur la peau pour l'adoucir ou pour témoigner de la sympathie », peut rappeler celui que j'attribue à **alēñie*, du côté français. En tout cas un dérivé de LENIS à Blonay serait plutôt *alēñi* que *alēnā*. J'imagine que nous avons affaire à un continuateur de *ADLATINARE. Cette dernière base est celle à laquelle renvoient l'a gènois *alainar*, l'a milanais *aleinar*, cités p. 123-124, et qui avait été posée par Flechia dans les p. 321-322, t. 8, de l'AGI. (Par. lomb. 111,11: *per la gran furia, el no poeva ben alainar le parole*).

Reste la question phonétique¹, abordée p. 129, de la voyelle finale -o en francoprovençal. A cet égard, je m'en tiens (sur le domaine qui m'est familier, bien entendu), sauf une réserve importante, à l'enseignement donné par les autorités indiquées à cette page (et auxquelles on pourrait sans doute ajouter Suchier, *Gr.*², 756). Ma restriction porte sur la prétendue conservation de -o latin à la 1^e personne ind. présent. Je crois que le -o de frprov. *dono* 'je donne' est, dans les mêmes conditions que le -ə français, analogue; la seule différence est que, en frprov., le -o de TREMULO... a été conservé avec son timbre. La preuve de l'identité des traitements, à l'origine, dans ce cas, est fournie par l'évolution de SPERO en français et en frprov.: 'espeir', passé au rôle d'adverbe dans les deux groupements linguistiques (Vaux *epa*ⁱ 'peut-être bien'). Il faut considérer aussi un fait notable en frprov.: les adjectifs verbaux du type 'comble' (cf. 'trempe', 'gonfle'... en frprov.) y sont particulièrement nombreux (cf. *Descr. morph.*... de Vaux, § 49 et § 49 bis). Mais, lorsqu'un adjectif postverbal est tiré d'un verbe composé, la tendance est, dans la dérivation, de laisser tomber le préfixe verbal: ainsi, à un type 'assouagier' *ADSUAVIARE, fréquent dans le domaine (en valdôtain également), correspondra un postverbal 'souage': p. ex. Vallorcine *ašoe^dzi* 'lisser', adj. masc. *šwē^dzo* 'lisse (d'un manche d'outil)', fém. *šwē^dz*. Aux Houches un mot très usuel *pəš^o*, adj. fém. (s'applique à une vache dont un trayon ne donne pas) ne peut s'expliquer que par un verbe *epəšⁱ* 'aveugler le trayon', qui existe en effet. A mon sentiment le masc. *ručo* (Blonay) 'enroué', plutôt qu'une masculinisation de **ručⁱ* RAUCA, est un postverbal de Blonay *ērūčⁱ* 'enrouer' *INRAUCARE. En conséquence, je suis porté à voir dans des adj. masc. 'leino' des postverbaux de 'aleina'; il est possible aussi, naturellement (cf. Jaberg, 130), que ce soient des formes

¹ Sur le traitement de RADICE en frprov., en piémontais également, voir la page 120 de mes *Phénom. gén.*, basée sur l'expression romane *a radice*.

masculines refaites sur les féminines; rien n'oblige, d'ailleurs, à voir dans tous les cas la même formation.

Si j'ai bien su « alainer le mie parole », c'est à toi, cher Ami, — nous avons, quelques semaines avant le 4 juin 1939, supprimé entre nous le « pluriel de majesté » — qu'il appartient d'en tirer la conclusion. Le conflit entre phonétique et sémantique que tu avais découvert dans la postérité de LENIS-LATINUS t'apparaît-il sous le même « aspect », maintenant que nous avons projeté l'un et l'autre sur le terrain notre documentation? Les modes et voies de migration de LATINUS sont-elles aussi nettes que tu l'avais pensé? Ne te semble-t-il pas possible maintenant que LATINUS, ses dérivés et ses composés, aient pu se développer parallèlement, sans lien nécessaire, en deçà et au delà de la crête des Alpes?

L'exemple de ta page 126, le *masna* piémontais, « typisch piemontesisch », est à retenir. Mais ce continuateur de *MANSIONATA a, de part et d'autre, justement suivi des développements identiques et indépendants. Dans le *Glossaire des Rameaux*, j'ai pu le signaler comme ayant appartenu à la langue d'Embrun, en 1529, au sens collectif et au sens individuel: « marmaille » et « marmot ». La carte 622 de l'ALF montre la fortune de ce type aujourd'hui dans les Hautes-Alpes (à Gap on dit: *mena* 'garçon' et *marya* 'fille', fém. l'un et l'autre). Les textes grenoblois de 1633-1635 attestent un masculin pl. au sens de 'garçon'. Le mot est représenté en Lyonnais, en Bresse. C'est bien un mot d'une sémantique rurale: ce qui compte dans la MANSIONATA pour le paysan, ce sont les garçons, les filles sont de « chétives » créatures. La Savoie nous renseigne bien sur le repli de ce mot: il y est limité aujourd'hui à la moitié Est du Chablais. Les données de l'ALF sont, là aussi, exactes: on y ajoutera à la Chapelle d'Abondance *m(ə)ñá*, fém. *m(ə)ñáta* 'gamine, petit bébé' (a échappé à P. Bollon), formes de Bellevaux aussi (relevé personnel). En dehors du Chablais, mais dans la petite vallée limitrophe au Sud, à la source de laquelle se trouve Sixt (ALF 956), à Samoëns, mes témoins m'ont prié d'écrire: *vê vi*, *mō mñá*, ou *mō pēs*, ou *mō pūr*, 'viens voir, mon petit'.

Au total, il me semble à moi, — sans parler d'une notable réduction de LENIS au profit de LENTUS¹ — voilà établie une belle « aire sémantique », rhétoromane — italien septentrional — franco-provençal, LATINUS, avec une « polysémie »² à ravir: jolie page à

¹ Cf. l'article *lê* du *Lexique de Vaux* (p. 179).

² Telle qu'elle est esquissée dans son début (JABERG, p. 123-124), et que j'en entrevois la suite, la filiation sémantique de LATINUS ne pouvait manquer de me rappeler l'histoire du premier mot de

ajouter aux *Aspects géographiques du langage*. Je n'entamerai pas, à ce propos, un chapitre de considérations théoriques; mais ce fait bien établi, qui vaut beaucoup de théorie, me consolera un peu d'être devenu subitement beaucoup plus vieux, et m'encouragera à ramasser encore beaucoup de mots patois.

Dialekttext aus Vermes (Berner Jura), p. 132-138. — Mon ami, O. KELLER, qui a été pressé par le temps, s'est excusé auprès de moi du peu d'originalité de son hommage. Il sait bien que, en pareilles occasions, c'est l'intention qui compte; il sait aussi quel prix j'attache à un document patois, quel qu'il soit, soigneusement transcrit comme tous ceux qu'il nous transmet, de la Suisse romande comme de la Suisse tessinoise. Ce « papier », comme disent les journalistes, fait heureusement pendant à celui que m'a dédié, de la partie opposée du territoire romand, M. Jaquenod; pour être beaucoup plus septentrional, il émane d'une région où le patois est encore très vivant; enfin les patois de cette région n'ont pas encore fait l'objet de la grande étude d'ensemble qu'on pourrait attendre¹, toute documentation à ce sujet est bienvenue,

nos lexiques franco-provençaux: *abadá* (Vaux: 'détacher et lâcher [un animal]'). — (Je mets en premier lieu le sens le plus fréquent, la notion éveillée le plus souvent chez des patoisants normaux par l'énonciation du mot.) — L'historique de ce mot tracé par L. GAUCHAT, dans le *GPSR* I, 30-31, a-t-il été présent à l'esprit de JABERG? « Le latin paraît avoir possédé un verbe *BATARE* 'ouvrir la bouche' ... » La filiation génér. des sens a dû être: ouvrir la bouche > ouvrir > lâcher. Le composé **AD-BATARE* a pu signifier primitivement: donner essor en ouvrant. La notion fondamentale est: 'mettre en mouvement, en branle; déplacer'. Chez nous, comme ailleurs en gallo-roman, cette notion fut d'abord exprimée par *EXMOVERE* (cf. *adombiste*, Châtillon 1390-1400, etc.: *esmore*, au sens bien établi de 'enlever (du gravier, de la terre)', 'pousser (des valets)' — à inscrire au *FEW*, s. v. —; vint ensuite **EXMOVIT-ARE*, dont les continuateurs sont représentés un peu partout en francoprovençal, (*émoda*, en bressan de 1619, avec le sens moral d'émouvoir, mais une nuance concrète), mais surtout avec des sens techniques ('mettre une machine, une roue de moulin en marche'), et sur les lisières du domaine (Lallé: H. Alpes; Drôme). Puis ce fut l'irruption, et la fortune extraordinaire (voir les limites de l'expansion en Suisse) de *abadá*.

¹ La thèse bâloise de M. W. M. JEKER, *Lautlehre des Dialektes der Ajoie*, 1938, a une assise un peu plus large que celles qui l'ont précédée. — Mais la publication des matériaux, même avec

surtout quand elle vient compléter par un texte vivant les indications d'un point des *Tabl. phon.* (Vermes est le p. 59). Autre chose encore: je possède une bonne feuille de notes sur le patois de Courroux, 2 km E de Delémont, 12 km O de Vermes (cf. Zimmerli, p. 15; mais Courroux ne figure pas dans les tableaux de la *D.-fr. Sprachgrenze*). J'ai établi cette feuille le 1^{er} juin 1931, auprès d'une tasse de café d'un wagon-restaurant, mais avec le concours d'un excellent patoisant, M. Charles Lorétan, d'une dizaine d'années plus âgé que moi, né à Delémont. D'après mon témoin le patois, à Courroux comme à Vermes, est encore d'usage courant. M. Lorétan, à qui je souhaiterais que ces lignes parviennent, ou, mieux, qu'elles fussent portées par quelque étudiant en mal de thèse, le parlait avec une parfaite spontanéité comme sa langue de tous les jours, et dont il se servait avec ses enfants. En outre il fut un des témoins fréquemment interrogés par le « professeur A. Rossat », qui a publié (cf. *BGl.* 8 [1909], 7-13) une traduction en patois de Courroux des Paniers (Gauchat-Jeanjaquet, *Bibl. ling.*, n° 910). Ses indications compléteront celles de M. Keller, et aussi celles du point 73 (Courrendin, 5 km S de Courroux) de l'*ALF*.

Keller, p. 133, N 4 (et 134, N 5). — La palatalisation de *k* devant voyelle antérieure (cf. mes *Phénom. gén.*, 224-225) est très nette, et solide: je noterais *č* dans l'alphabet de l'*AI*S (*čūr* 'quérir'), mais une évolution jusqu'à l'affriquée chuintante s'est produite dans *āč* 'quelque chose' (même phonème que dans la consonne finale de 'vache', ou l'initiale de 'charrue'). — L'affriquée chuintante sonore est dans *āǵ(ə)dō* 'aujourd'hui', avec *a* initial très long. (Noter que le texte du *BGl.* p. 8, v. 36 donne, pour 'aujourd'hui': *antχāč*, sans doute forme archaïque de l'original de Raspieler). — Je n'ai pas noté de palatalisation de *d* de *t* et dans les finales de 'aider' (*edī*) et de 'église' *mōlī*. Mais le nom de Delémont m'a paru sonner *glēmō* (cf. Keller, p. 133, 1.4).

Les diphtongues décroissantes à premier élément *i* et *u* (*mēǵī* 'manger, -é', *noēǵī* 'neiger, -é', *oēñī* 'semer, -é', *pī* 'pied, -s', *mī* 'miel'; *bū* 'bœuf, -s') sont très nettement articulées, et je n'ai pas perçu de balancement (passage à la diphtongue croissante) dans le groupe 'pied droit'. La forme de 'porte' (*pō,rt*) — Raspieler orthographie: « des poërtes de grainge » — semble indiquer que,

un commentaire réduit au minimum, recueillis par M. KONRAD LOBECK au cours d'une longue expédition dans la zone frontière du franco-provençal et du français (cf. la thèse française de M. PIERRE GARDETTE, *Géographie phonétique du Forez*, 1941) répondrait à un réel besoin.

dans l'extrême est du canton, *pōuwart* (Keller, p. 135, N 9) est dû à une poussée de diphtongaison récente.

Keller, p. 135, N 4: *šōdr* 'suivre'. — J'ai la même notation, avec un faible *ə* final. Part. passé: *i l ɛ šōyɛ* 'je l'ai suivi': cf. à Montsevelier — petite vallée latérale septentrionale de la vallée de Delémont — « *cheuyai* — suivies » d'après un texte enregistré par M. Keller pour les *Archives phonographiques de Zurich*.

Zimmerli (*D.-fr. Sprachgr.*, p. 15) écrit sur le patois de Courroux « Die Aussprache der hiesigen Mundarten gilt als rapid und angenehm... » C'est, sans doute, pour me persuader de cette vérité que mon témoin a prononcé devant une phrase, stéréotypée, où je n'ai vu que du bleu: *lōyəsʊr dʌptlɛkātōmɔ* 'le drap de lit de ce petit qui est tout mouillé' (« qui est » = « est », cf. *Descr. morph. de Vaux*, p. 84). M. Keller a-t-il eu cette impression à Vermes?

Sulla ripartizione geografica delle parole prelatine (soprattutto celtiche) nella Lombardia e nelle regioni confinanti (p. 166-177). — L'auteur du *Saggio di un Glossario dell'antico lombardo* (*Bibl. A Rom.* 2, 23), qui fut un de mes élèves — il se plaît à le rappeler —, mais qui doit à un autre sa formation scientifique, et que j'aurais été bien incapable de guider sur le terrain qu'il a choisi pour élaborer une thèse d'une exceptionnelle maturité, me fait le plaisir de me dédier une douzaine de pages qui sont l'appendice précieux, indispensable, de son grand ouvrage. On se rappelle que la très belle, très vivante thèse d'un compagnon de travail de M. HANS BOSSHARD, M. Renato Agostino Stampa — il s'est arrêté, lui, dans le caravansérail de mon « Cours de Vacances » —, *Contributo al lessico preromanzo dei dialetti lombardo-alpini e romanci* (*RIL* 11, 1937) se termine sur un *Indice generale* de 22 pages où sont indiquées les aires des mots prélatins relevés dans le corps du travail. M. Bosshard a repris, dans un tableau du même genre, mais au cadre plus restreint, les mots relevés et examinés par lui dans ses documents lombards; çà et là, il a encore complété sa documentation ancienne. Au total nous voilà, grâce à ces deux jeunes travailleurs, en possession de deux ouvrages de fond qui, de longtemps, ne quitteront pas la table des savants, de plus en plus nombreux, que passionne la linguistique méditerranéenne prélatine. J'espère contribuer bientôt, par un apport plus large, à cette enquête dirigée de main de maître, et exécutée avec un soin impeccable. Il me plaît infiniment, en attendant mieux, de voir mon nom, grâce à la reconnaissance d'un disciple charmant, attaché, si légèrement que ce soit, aux prémices de la récolte qui a été faite, et qui se poursuivra.

Toute offrande en appelant une autre, je veux marquer ma

reconnaissance envers M. Bosshard d'une façon tangible. C'est à lui que je dédierai publiquement cette fiche, établie tout simplement avec mon Puitspelu: « in la cora mutonis debet esse totus pulmo mutonis sieu fejo, et debet se tenere a la corniola; ... de porco penna jecoris et debet se tenere li doux sieu fel cum toto pulmone... » (Texte de 1337, à Villefranche-sur-Saône, département du Rhône), cité dans le *Dict. étym... lyonnais*, p. 16, s. v. *alay-pous*). L'ALF présente justement encore *do* en deux points très voisins de Villefranche (carte 1566). La précieuse fiche m'avait échappé lors de la confection du manuscrit du *Lexique de Vaux*: on la retrouvera dans l'*Addendum*, p. 362 (ajouter encore: même forme à Cerin-Marchamp, canton de Lhuis-Ain-, que me signale M. G. Ahlborn; *dôe* à St-Martin-du-Mont, canton de Pont-d'Ain- Ain-). Le mot est partout homophone de « doux ». On notera — ce qui a peut-être contribué à la conservation du terme — que, à Vaux du moins, lors de l'abatage du porc, on réservait le fiel pour le conserver dans une tasse et en appliquer un morceau sur les échardes, ce qui, grâce à l'amollissement (« adoucissement »?) de la peau, en aidait l'extraction.

Romanisch -INCO, -ANCO, p. 211-270. — Dans une pensée qui m'a touché beaucoup, M. J. U. HUBSCHMIED m'a dédié les soixante pages nourries de faits, exposés avec le minimum de mots, — beaucoup, à sa place, auraient fait de cela un gros livre —, qu'il a voulu consacrer à la question, toujours en suspens, de la question de « roman -INCO, -ANCO ». Tous ceux qui ont eu le plaisir d'approcher personnellement M. Hubschmied savent qu'il n'improvise pas. Il lit énormément, en retenant tout ce qu'il a lu (j'ai eu à me louer des bienfaits de cette mémoire); il médite en silence; et un jour, au hasard d'une rencontre, au cours d'une conversation intarissable, et qu'on se garderait bien de tarir, il fait confidence à un ami du résultat de ses méditations. Les travailleurs qui se rappellent le grand article (*VRom.* 3, 48-155), *Zeugen für das späte Aussterben des Gallischen*, dédié en 1938 à K. Jäberg et à J. Jud, admireront et remercieront avec moi le linguiste si original qui, ayant satisfait, une vie durant, à de lourdes obligations professionnelles, a conservé intactes la vigueur et la fraîcheur de sa pensée scientifique.

Il est aisé de résumer, d'après les termes même dont il se sert, la thèse de M. Hubschmied. -INCO, dont les emplois coïncident parfaitement avec ceux de germ. -ING, est d'origine germanique. Emprunté d'abord, avant l'invasion, par les Romains aux Lombards, Burgondes et Goths de l'Ouest avec un consonantisme -NG-, ce suffixe l'a été de nouveau sous la forme -NK-, après une muta-

tion consonantique accomplie sur les territoires occupés, où *g* passait à *k*, comme *b* à *p* et *d* à *t*. -UNG, -ANG représentent des variations apophoniques de -ING, avec les emplois duquel ils coïncident. -INGA (-INCA), -ANGA (-ANKA) ont donné lieu en roman à de très nombreuses dérivations postverbales du type germanique et dont la répartition géographique exclut toute origine ligure. Au total, comme la langue gauloise, les langues germaniques se sont maintenues sur le sol roman plus longtemps qu'on ne l'avait cru; elles se sont modifiées et se sont assimilées des éléments étrangers, tandis que les populations romanes leur faisaient, à leur tour, de très larges emprunts.

Ces larges vues d'ensemble, abondamment et minutieusement motivées, seront-elles un jour reprises d'ensemble par quelque tenant de l'ancienne hypothèse ligure? En tout cas, une remarque s'impose. Quelques mois après avoir lu l'article de M. Hubschmied, je recevais les *Mélanges Ernout* (1940), et j'allai tout droit à l'article d'un historien. « L'emploi d'un nom historique hors du temps et hors de l'espace, pour lesquels il est attesté par l'histoire, ne peut produire que des confusions. Il ne procure que des clartés illusoires. Tel est le cas pour les Ligures... » L'auteur, M. A. Grenier, intitulait son article: *Ligures et Italo-Celles de d'Arbois de Jubainville à Camille Jullian* (*Mélanges Ernout*, 159-169); et il terminait à peu près comme ceci: l'hypothèse ligure a été une « hypothèse de travail », elle a été utile, et elle a fait son temps. « Ne reprochons pas aux vieux maîtres leurs hypothèses ». M. Hubschmied, qui connaît ces vieux maîtres, et surtout les deux disciples qu'ils ont inspirés, a, sur le domaine linguistique, fait évanouir ce que son maître à lui eût appelé: le « mirage » ligure. Pour employer encore une expression de M. Grenier, il a recueilli de la construction écroulée des matériaux, qu'il a fait siens et qu'il a augmentés d'un considérable apport personnel, mais il en a fait une construction nouvelle, qui vient prendre place à côté d'autres constructions nouvelles de même style, et qui, malgré les dégradations de détail ou de surface dont elle pourra être l'objet, subsistera¹.

Grenoble.

Antonin Duraffour.

★

¹ Je place ici deux remarques seulement portant sur la région alpine, si largement représentée à la fin du mémoire.

La *Word-formation* d'E. L. ADAMS ne fait pas mention d'une forme -ienc du suffixe. Le *Suppl. W.* de LEVY contient cependant une forme *ferrienc* 'eisern', — indépendamment de *ferrenc*, du *Petit Dict.*, que je ne peux pas localiser. Or dans l'ancien vaudois

ANTONIN DURAFFOUR, *Lexique Patois-Français du Parler de Vaux-en-Bugey (Ain) (1919-1940)*, Grenoble, chez l'Auteur, Institut de Phonétique, 1941, 369 p.

Innerhalb des von Ascoli umrissenen francoprovenzalischen Sprachgebietes ist die in der Schweiz liegende Nordzone lange Zeit schärfer und deutlicher in das Blickfeld der Sprachforschung getreten als die innerhalb Frankreichs gelegene ebenso große Südzone, die Savoyen mit seinen Außenposten im Aostatal und in der Nordwestecke des Piemont, die südliche Franche-Comté, das Lyonnais, das Forez und die nördliche Dauphiné umfaßt. Die am GPSR beteiligten Dialektologen bildeten den Kern einer Forschergruppe, die in vierzigjähriger unermüdlicher Arbeit die dialektale Gliederung der Westschweiz in großen Umrissen aufzuheilen unternahm sowie den Wortschatz systematisch sammelte und zur Veröffentlichung bereitstellte. Diesem « bureau du glossaire », dem Kristallisationspunkt schweiz.-frankoprov. Dialektologie, standen in Frankreich nur vereinzelt, allerdings bedeutende Forscherpersönlichkeiten gegenüber, die unter wesentlich ungünstigeren Verhältnissen die Erkundung des französischen Sektors der frankoprovenzalischen Mundarten in Angriff nahmen. Zentren dieser mundartlichen Erforschung wurden die Université catholique von Lyon und das Institut de phonétique der Université de Grenoble. Die *Etude des patois du Haut-Dauphiné* von A. Devaux, der von demselben Forscher hinterlassene und von Ant.

les formations en *-ienc* sont la règle générale: *la porta ferienca*, traduisant *porta ferrea* dans les *Actes XII*, NTV (Z.), AGI II, 149, comme dans le passage correspondant du NT de Lyon. Voir aussi *ib.* p. 129, *corona spinienca*, *vestimenta polprienca* (S. Jean, XIX), où le NT de Lyon a: *-d'espinas*, *-vermelha*. Dans les n. pr. NTV (Z.) *sodomienca*, *gomorienca* (*ib.* 149). P. 140: *li libertienca... cirinienc... alisandrienc* (*Actes VI*, 9), mêmes formes à Lyon (CLÉDAT, 216 a).

Dans la région de Briançon et du Queyras, où le jeune enquêteur a fait une si ample moisson, *baránko* a pu désigner à l'origine la grosse barre de bois, fermant la porte: de là les sens dérivés. (Mais il est probable que l'expression de Vars (H. Alpes) — p. 264 — ne soit que la reproduction de l'expression familière française: « vieille branche ».) — Dans le Queyras, l'abbé GONDRET (suppl. à Chabrand-Rochas) a donné l'adj.: *barranc*, *-o* 'maladif, éclopé'.

A un point de vue général, il y aurait un grand intérêt à établir des cartes présentant les différences de suffixe latin et germanique: du type, par exemple de *ivernenc* — *ivernolge*; les dérivés de LARDUM, avec *-INA* ou *-ENCA* au sens de mésange.

Duraffour und P. Gardette liebevoll besorgte *Dictionnaire* und der *Atlas linguistique des Terres Froides* (cf. *VRom.* 4, 175) hellten die Sprachgeschichte der frankoprovenzalischen Dauphiné auf, während die *Phénomènes généraux d'évolution phonétique dans les dialectes franco-provençaux* von Antonin Duraffour den archaischen Lautstand gewisser Mundarten des Dép. Ain in ganz besonders helles Licht rückten. Hier rollte Duraffour die Fragen der Eigenart des gesamten Frankoprovenzalischen aufs neue auf. Unter Duraffours steter Anregung hat der Nachfolger von A. Devaux auf dem Lehrstuhl für franz. Philologie der Université catholique de Lyon, P. Gardette, uns vor kurzem mit seiner bedeutsamen *Géographie phonétique du Forez* überrascht, die uns über die Mundarten des Forez, der westlichen Gruppe des Frankoprovenzalischen, endlich zuverlässig und eingehend berichtet: an Stelle des ungenügenden Wörterbuches von L. Pierre Gras (1863) verspricht uns Gardette weiter ein nach modernen Gesichtspunkten ausgearbeitetes *Dictionnaire du Forez*.

Schon lange warteten Freunde und Kollegen ungeduldig auf den Abschluß eines Wörterbuches, zu dem Antonin Duraffour seit zwanzig Jahren mit bewundernswerter Zähigkeit und vorbildlicher Gewissenhaftigkeit die Materialien an Ort und Stelle sammelte und selbst aufzeichnete. Wer je den Vorzug hatte, den Dialektologen Duraffour in seinem Heimatdorfe, dessen Mundart er selbst beherrscht, bei der Sammelarbeit im Umgang mit seinen menschlich ihm nahestehenden Gewährsleuten zu beobachten, war auch nicht einen Augenblick im Zweifel, daß das Wörterbuch einen seltenen Reichtum des lautlich und semantisch aufs genaueste kontrollierten Wortgutes einer typisch frankoprovenzalischen Landschaft erschließen werde. Der Widmung der 1939 veröffentlichten *Mélanges Duraffour* (cf. *VRom.* 5, 264) durften die Subskribenten die frohe Nachricht entnehmen, daß das Wörterbuch, von dem einst kurze Proben erschienen waren, druckreif sei: dem großzügigen Mäzen, Georges Guichard, und der auch trotz der schweren Zeiten ungebrochenen Energie Antonin Duraffours verdanken wir die Drucklegung des 370 Seiten starken Bandes.

Ein Mundartwörterbuch ist eine Bestandesaufnahme des Wortschatzes in einem bestimmten Raum. Aber dieser Wortschatz eines Dorfes oder einer Landschaft ist heute mehr denn je in labilem Zustand: innerhalb von zwanzig Jahren — so lange dauerte die Bestandesaufnahme des Wortschatzes von Vaux — ist manch alterndes Wort mit der Sache endgültig versunken und manch neuer Ausdruck hat sich eingebürgert. Ein Mundartwörterbuch müßte also den strukturellen Veränderungen des Wortinventars auch während der Bestandesaufnahme seine stetige

volle Aufmerksamkeit schenken. Im weitem dürfen wir nicht vergessen, daß der mundartliche Wortschatz eines Dorfes nicht Besitz eines einzelnen Individuums, sondern einer Gemeinschaft ist, in der je nach der Altersstufe, Bildung, Verbundenheit mit dem Boden und der Familientradition der von einer früheren Generation überlieferte Wortschatz sehr ungleich verteilt ist und behütet wird: ein siebzيجjähriger Bauer, der die ganze technische Umstellung des landwirtschaftlichen Betriebes seit 1880 an sich erlebt hat, den heute überholten und auf frühere Lebens- und Arbeitsvorgänge berechneten mundartlichen Wortschatz in seiner Jugend in sich aufgenommen und wenigstens in seiner Erinnerung festgehalten hat, verfügt noch über einen großen passiven Wortvorrat, der der jüngeren französisch sprechenden, städtisch orientierten Bauerngeneration fremd geworden ist. Das mundartliche Wörterbuch eines Dorfes kann sein eine Bestandesaufnahme des Wortvorrates entweder einer traditionell fest verankerten Familie, die gewissermaßen als Vertreterin des ganzen Dorfes betrachtet wird (z. B. das *Glossaire du parler de Bournois*), oder einer kleineren Gruppe von zuverlässigen Gewährsleuten der älteren Generation (z. B. das *Glossaire du patois de Blonay*). Ein Mundartwörterbuch kann weiter sich beschränken auf den von der Schriftsprache abweichenden bodenständigen Wortschatz (z. B. im *Le Patois de Minol* par Georges Potey) oder in weitem Umfange den eindringenden schriftsprachlichen, lautlich mehr oder weniger angepaßten, Wortschatz mitberücksichtigen (z. B. *Glossaire du parler de Bournois*). Welchen Typus des Wörterbuches vertritt nun das *Lexique Patois-Français de Vaux*?

1. Das *Lexique* registriert den Wortschatz vorzugsweise der Generation zwischen 1840–1910, aber unter großzügiger Berücksichtigung der durch das Regionalfranzösische vermittelten Neologismen (*babouine*, *bacanal*, *badigeonner*, *badaud*, *bagarre*). Das *Lexique* ist also nicht ein Refugium lexikologischer Archaismen, sondern ein wirklicher Querschnitt durch den in seinen jahrhundertalten Traditionen immer stärker erschütterten Wortschatz eines Bauerndorfes.

2. Die biologischen, strukturellen Wortveränderungen innerhalb dreier Generationen sind in diesem Wörterbuch zum erstenmal beschrieben, ja die Aufnahme von Neologismen wird oft chronologisch fixiert.

*labáu*¹ s. f. chez I, et assez souvent chez II. — 'étendue de terre labourée, labour...' — I bedeutet hier volle Vitalität des Wortes

¹ Ich vereinfache die raffinierte Transkription des Wörterbuches.

bei der ältesten Generation, II herabgesetzte Vitalität bei der zweiten Generation.

prežīa v. tr. — prêcher, faire un sermon (au propre); I à peu près syn. de *babetīa* 'babiller', parler inconsiderément, comme en rêve, ou effectivement en rêve: ... (ceci est la dernière survivance de *prežīa* au sens simple de 'parler').

biskayē s. m. — biscayen (grosse bille, projetée avec la main; très en usage de 1890-1900, coûtait alors un sou, alors que les billes de même pierre se vendaient un sou la douzaine).

sołá(i) s. m. — seuil. Généralement ~ *d la púarta*. (Le mot est en recul. Le 21 sept. 1938, mon meilleur — et excellent — témoin féminin de II [A. G.] ne le connaît pas, et ne le donne pas sur une question de G. Ahlborn; son mari [J. G.] articule immédiatement: *sołái*. La mère de A. G. [F. G.] rectifie: *sołé*. Il me semble que, comme *avi* 'essaim', le mot a perdu beaucoup de terrain en vingt ans). ...

3. Auch der affektiven-stilistischen Bedeutung — im Sinne Ballys — schenkt Duraflour eine Aufmerksamkeit, wie ich sie selten in französischen Mundartwörterbüchern antreffe:

kéto, -a adj. — Quel! (surtout exclamatif, plus rarement interrogatif). Mot vieux, qui produit toujours une impression comique...

kāzi, *kāzmē* (ce dernier avec un sens atténué) adv. — presque, à peu près. Le mot est très souvent employé avec un sens emphatique. On remarquera le doublet phonétique *kāzipyē* 'presque plein' et (emphatique) *kāspyē*.

4. Der mit der landwirtschaftlichen Ökonomie seines Dorfes völlig vertraute Grenobler Romanist gibt die Bedeutungen des typisch bäuerlichen Wortschatzes derart, daß der Arbeitsvorgang gleichzeitig mit dem Wort vor unseren Augen lebendig wird:

liyē v. tr. — lier, en partic. le blé, l'avoine en gerbes, faire les gerbes (employé avec rég. ou abs¹). On lie le blé presque aussitôt qu'il a été fauché; on laisse souvent l'avoine pendant quelque temps à terre, non liée (*abáda* ou *ē zavéla*) pour la faire sécher complètement, car on la fauche souvent un peu verte (*vardyéri*), et, emmeulée, elle fermente et se gâte très vite. — DTF, 3636 et Carte 215.

Für den Erforscher der unter den Kleinbauern Frankreichs weitverbreiteten Einrichtung der Arbeitsgemeinschaft beim Umpflügen des Ackers (fr. dial. *souelage* < afr. *soistie* < SOCIÉTÉ)¹ bringt Duraflour einen neuen wertvollen Beleg:

kòbya s. f. — attelage; équipe de travailleurs, généralement associés pour le travail de l'un d'eux, et aussi, compagnie nom-

¹ Verf., *Zeitschrift für Schweiz. Geschichte* 2, p. 421, 436.

breuse de n'importe quelles gens (de fétards p. ex.)... A l'époque des charrues en bois les 'coubles' étaient de 4 ou même de 6 personnes, fournissant chacune un cheval, ou un mulet. Avec les charrues d'aujourd'hui elles ne sont plus que de deux personnes¹.

5. Auch die in den lokalen Mundartwörterbüchern wenig oder gar nicht berücksichtigten Adverbien und Präpositionen werden mit einer vorbildlichen Sorgfalt und Eindringlichkeit behandelt: *pi*, *pe*, *pre*, *pyu*; *plu(s)*, adv. — ...A) *pi* (devant voy.), *p(e)* (devant cons.) pour l'expression du comparatif et du superlatif. ex. ...B) *pyu*, toujours accentué, final, — abstraction faite de *tot u pyu* 'tout au plus', — a un sens négatif. ex. ... — Proclitique, toujours au sens négatif, la forme est *prə* ex. ... — Devant *zê de* et *rê*, on emploie *p(ə)* ex. ...

Durauffour hat aber auch selbst die Wege für die Interpretation der in seinem Wörterbuch verzeichneten Mundartformen weithin geebnet: am Anfang jedes Buchstabens findet sich ein genereller Verweis (« Origines du phénomène ») auf seine eigenen früheren Arbeiten, ferner hat Durauffour bei vielen Wörtern den willkommenen Verweis auf den *Dictionnaire* und den *Atlas des Terres-Froides* beigefügt — eine Erleichterung, für die der Forscher ihm nicht genug dankbar sein kann. Aber besonders wertvoll sind Ergebnisse eigener etymologischer Forschung. So lesen wir unter *sená* 'semer' die Redensart: *sená a pati avàr*, das Durauffour so definiert « semer après un seul labour, le trèfle par ex., en fr. loc. 'semer a pati vert'. (Dans ce cas, après avoir retourné la terre, on herse et on jette la semence. D'ordinaire on laisse l'herbe retournée fermenter et se tasser dans la terre: ici l'herbe est encore verte. Je pense que l'expression, que personne n'analyse, et n'a jamais pu m'expliquer littéralement, a été, à l'origine: 'semer à (sur) pati vert'. Mais qu'est-ce que *pati*? La finale sans doute: *īa* issue de -ARIUS, avec la racine: peut-être *pata*². Le *a*, élément faible de la diphtongue primitive *īa* (de -ARIUS), se serait accolé à *var*). » — DTF, 5832.

Dem 336 Seiten umfassenden eigentlichen Wörterbuch folgt eine Sammlung von *proverbes*, *adages*, *formules* et *ritournelles*, die nach Sachgruppen geordnet sind, ein Verzeichnis der *Noms de personnes* und der *Noms de lieux*, von denen viele von Durauffour gedeutet werden, all das wiederum eine gewaltige und entsagungsvolle Arbeit; als Abschluß noch 11 Seiten *Additions et corrections*,

¹ Cf. poitev. *accoublai*, loc. cit., p. 439.

² Ich frage mich, ob *pati* nicht für **patyi* steht und dieses auf frankoprov. *pa(s)ki*, fr. *pasquier* < PASCUARIU beruht, das allgemein frankoprovenzalisch ist.

in denen der Verfasser aufs neue sich über die ihm eigene wissenschaftliche Präzisionsarbeit ausweist. Der Sachforscher mag bedauern, daß im *Lexique* Duraffours, der sich doch in dem mit G. Jeanton veröffentlichten wertvollen Bande *L'habitation paysanne en Bresse* (cf. *VRom.* 1, 158) über seine Kenntnis der Sachen so ausgezeichnet informiert zeigt, bei der mundartlichen Bezeichnung von Gegenständen die Skizze fehlt: diesem letzten Desideratum ist in diesen schweren Zeiten die Erfüllung versagt geblieben.

Es wäre nun verlockend zu zeigen, welcher Gewinn der etymologischen Forschung bei der Benutzung des *Lexique de Vaux* bevorsteht. Ich will mich hier mit einem Beispiel begnügen; ein Mundartwörterbuch ist ein Quellenwerk, das nie veraltet, auf das man immer wieder zurückgreift, ohne daß man leider der starken Anregung sich immer deutlich bewußt wird, die man gerade ihm verdankt. Über die Herkunft von fr. *moraine* wurden bis anhin zwei Auffassungen vertreten: die eine von Gamillscheg *FEW*, *REW* und O. Bloch in seinem *Dict. étymol.*, die der letztgenannte so formuliert: emprunté du savoyard *morêna* 'renflement qui se forme à la lisière inférieure d'un champ en pente par suite de la descente de la terre', dérivé du type *mor(re)* 'museau' (cf. auch *BDR* 3, 11). In der *VRom.* 3, 151 vertritt aber J. U. Hubschmid die Ansicht, *morena* sei auf ein spätgall. *moriana* (< *MORGANA* mit der typischen frankoprovenzalischen Behandlung von -ANA nach Palatal) zurückzuführen. Nun verzeichnet das Wörterbuch von Vaux: *mořáina* s. f. 'moraine (au bas d'un champ en pente)', 'coussin de mortier qui enveloppe le pied d'une cheminée au contact du toit'. Dazu das subst. *mořá* 'ondulation de terrain', *mořeyé* 'passer avec un véhicule sur une élévation de terrain, surtout intentionnellement pour faire frein'. Es ist interessant festzustellen, daß in Vaux -*aina* nicht mit dem Resultat von -*a-* nach Palatal und vor Nasal übereinstimmt (cf. *θê* 'chien', dagegen cf. *CATĒNA* > *θáina*). Ferner unterscheidet die Mundart von Vaux ein schwach und ein länger gerolltes *r*; das erste entspricht einem lat. -*R*- und das zweite einem gelängten lat. -*RR*-. Also fällt auf Grund der Einsicht in die von Duraffour aufgezeichneten Formen die Entscheidung zugunsten von *mourre* 'museau, rocher en forme de mufle, mamelon de montagne, éminence arrondie' (Mistral und Devaux, *Dict. des Terres-Froides* 3934) mit der genauen semantischen Entsprechung von *GRUNIUM* 'museau, mamelon' (*REW*, 3894). Ein vorromanischer Typus **MURRENA* ist demnach als Ausgangspunkt anzusetzen.

Eine der empfindlichsten Lücken für die Kenntnis des frankoprovenzalischen Wortschatzes war bisher das Fehlen eines Wörterbuches für die im Dép. Ain gesprochenen Dialekte, die die

Brücke zwischen den im *GPSR* vertretenen Mundarten Genfs und dem von Puitspelu gesammelten Wortschatz des Lyonnais bilden. Dank des reichen Wörterbuches von W. Egloff, *Le paysan dom-biste* (1937) und des von Duraffour bereitgestellten *Lexique Patois-Français de Vaux-en-Bugey* gewinnen wir nun einen besseren Einblick in den Aufbau des im französischen Sektor gesprochenen frankoprovenzalischen Wortschatzes: Vaux liegt in der Luftlinie kaum 10 km westlich des P. 924 des *ALF*, das von Egloff aufgenommene Versailleux weniger als 10 km von P. 913 des *ALF* entfernt. Dazu verfügen wir auch über das *Dictionnaire topographique* sowie über die *Documents linguistiques du dép. de l'Ain* von E. Philippon. So ist das westschweiz. *binna* 'mettre, tremper dans l'eau certains légumes' (*GPSR* II, 401) (< lat. *BAJANA*) zwischen der Westschweiz und dem Lyonnais bisher nicht belegt gewesen: nun ist die Lücke durch Vaux *bénâ* 'faire tremper les légumes secs dans l'eau avant de les cuire' ausgefüllt. Die im *GPSR* II, 358 angeführte Bedeutung von *bésouna* 'dévier de la ligne droite en labourant, tracer un faux sillon' wird durch Vaux: *besonâ* sachlich genauer definiert: man liest bei Duraffour folgende genaue Beschreibung des Vorgangs: « le verbe se dit aussi de la charrue qui creuse des sillons d'inégale profondeur, d'un labour dont les sillons présentent des inégalités de niveau, tantôt élevés, tantôt bas, le soc ayant éprouvé des soubresauts ». Auch für die Frage semantischer Differenzierung ein und desselben Wortes innerhalb des westschweizerischen und französischen Sektors des Frankoprovenzalischen zeichnen sich allerlei neue Perspektiven ab: so ist den westschweizerischen Mundarten der Typus **BANCA* fem. (zu fr. *banc* gehörig) nicht fremd (cf. *bantsə* *GPSR* II, 229), wohl aber die in Vaux *bāḏi* belegte Bedeutung 'banc de terre qui, au labour, se retourne d'un bloc sans se partager en morceaux', das an die landwirtschaftlichen Bedeutungen von neuprov. *abancá* sich anschließt; dagegen findet Blonay *bā* 'tranchée creuse pour l'arrachage d'un vigne' seine Entsprechung in dem von W. Egloff in Versailleux aufgezeichneten *bā* 'ce qui reste d'une planche après le premier voyage du labour'. Die von P. Scheuermeier, *Höhle*, p. 13 bereits gemachte Beobachtung, daß *barma* (< *BALMA*) nur im frankoprovenzalischen Gebiet Frankreichs mit der Bedeutung 'coteau escarpé' sich belegt findet, wird nun sowohl durch die Einsicht in den Artikel: *baume* (*GPSR* II, 293) wie durch das von Duraffour und Egloff aufgezeichnete *barma* 'terrain en pente' neu bestätigt.

Zur Erinnerung an unsere langjährige bewährte Freundschaft hat Antonin Duraffour meinen Namen neben den des hochherzigen Mäzens von Feurs, Georges Guichard, auf das Widmungsblatt ein-

getragen: mit der Zueignung dieses gehaltvollen Bandes hat Antonin Duraflour einfach seine starke Verbundenheit mit den schweizerischen Kollegen und Freunden unterstreichen wollen, die in guten und schlimmen Tagen seine europäische Aufgeschlossenheit und seine großzügige Hilfsbereitschaft immer aufs neue haben erleben dürfen.

J. J.

★

BRUNO MIGLIORINI: *La Lingua nazionale, avviamento allo studio della grammatica e del lessico italiano per la scuola media*. Firenze, Felice Le Monnier, 1941.

« A noi sembra che la grammatica si studi troppo, e la lingua troppo poco. Come il nuoto, la lingua è soprattutto un'abilità; la conoscenza teorica, astratta, delle regole serve a poco, mentre importa molto l'abito di praticarle. »

Dieses Zitat ist einer Arbeit über die Reform des Grammatikunterrichts an italienischen Schulen entnommen, die seinerzeit in der Zeitschrift *La Scuola italiana* erschienen ist, und die Migliorini (ohne genaue Quellenangabe) teilweise in sein Vorwort aufgenommen hat. Der Gedankengang ist kurz folgender:

Zwischen der Sprache, die die Grammatik lehrt, und derjenigen, die wirklich lebendig ist, besteht eine Kluft, die wir überbrücken müssen. Die Regeln der Grammatik kennen und sie anwenden können, heißt noch nicht eine Sprache beherrschen. Denn die Grammatik befaßt sich mit Wörtern und Konstruktionen; sie reiht ein, schematisiert. Wörter und Konstruktionen werden aber erst lebendig im Zusammenhang. Und daraus ergibt sich eine erste Grundforderung an den Grammatikunterricht: Nicht einzelne Wortformen oder Konstruktionen sollen dem Schüler beigebracht werden — er soll diese, wenn immer möglich, im sinnvollen Zusammenhang erleben, überdenken und so sich aneignen.

Es genügt aber nicht, eine richtige Wortform anzuwenden: es muß auch, aus der Fülle der Wörter, das richtige Wort ausgewählt werden. Dazu bedarf es eines systematischen Ausbaues des Wortschatzes an Hand eines eingehenden Studiums der Wortfamilien und Wortserien, der Synonyme und Antonyme (« ginnastica lessicale »).

Und ein drittes kommt dazu: Die syntaktische Synonymik, wenn man so sagen darf. Gemeint ist damit die Pflege des Sinnes für gleichbedeutende Konstruktionen (wie z. B. *i milioni per il rifacimento del ponte* — *costruzione nominale* — und *i milioni*

per rifare il ponte — costruzione verbale) und die Erlangung einer gewissen Gewandtheit im Hinüberwechseln von der einen zur andern Konstruktion. Es ist dies ein Gebiet, das in den herkömmlichen Grammatiken gar nicht berührt wird, da es bei der üblichen Einteilung nach Wortarten keinen Platz findet.

Wie nun aber eine Grammatik schaffen, die diesen Forderungen genügt? Zwei Wege stehen offen:

1. eine Neuordnung der Grammatik nach psychologischen Gesichtspunkten,
2. die Verlegung des Schwerpunktes von der eigentlichen Grammatik auf den Übungsteil.

Da eine Neueinteilung der Grammatik nach psychologischen Gesichtspunkten leicht wieder zu abstrakt werden könnte, wird der zweite Weg als der praktischere vorgeschlagen: « La fisiologia del nuoto sta bene, anzi occorre; ma vediamo che ci sia anzitutto la piscina per esercitarsi a nuotare. » —

Die vorliegende Arbeit Migliorinis will nun diesen Forderungen entsprechen. Sein Buch zerfällt demnach in zwei Teile:

- A. Esercitazioni e letture (p. 3–169);
- B. Testo (parte teorica) (p. 173–418).

A. Die 275 esercitazioni enthalten: 1. Übungen zur Formenlehre, 2. lexikalische und stilistische Übungen, 3. syntaktische Übungen, 4. Übungen zur Schulung des grammatikalischen Denkens. Die 30 letture behandeln ein paar allgemeine Fragen des Sprachunterrichts, geben Wortgeschichten oder studieren Wortfamilien im Zusammenhang mit ihrem lateinischen Grundwort.

B. Der theoretische Teil gliedert sich wie folgt: Premesse: La lingua. I. I suoni e i segni; II. Le forme; III. I costrutti; IV. I vocaboli; Appendice: I versi.

Da Migliorini selbst den Schwerpunkt auf den Übungsteil verlegt, werden auch wir uns vor allem mit diesem befassen. Er ist auch der wertvollere und originellere Teil. Es sind ja in den letzten Jahren eine Unmenge von Grammatiken für die italienischen Mittelschulen erschienen, keine aber ist, meines Wissens, von einer solchen Fülle anregender Übungen begleitet¹.

Neben den Übungen zur Formenlehre haben wir vor allem solche zur Förderung der Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck. Fast

¹ Eine Ausnahme macht die von A. RONCARI und C. BRIGHENTI herausgegebene Grammatik: *La lingua italiana insegnata agli stranieri*, Milano, Mondadori, 1940, 255 p. (mit 282 grammatikalischen, lexikalischen und stilistischen Übungen, letture und conversazioni).

immer gibt es mehr als eine Möglichkeit, einen Gedanken zu formulieren. Und Migliorini zwingt uns, uns dieser Möglichkeiten bewußt zu werden, sie zu suchen, um dann die beste wählen zu können. So gibt er uns in erster Linie viele und verschiedenartige Übungen zur Synonymik. Da sind einmal — und das ist nichts Neues — einfache Übungen, in denen ein Ausdruck (Substantiv, Subst. + Ergänzung, Verb + Ergänzung usw.) durch einen andern zu ersetzen ist (Nr. 23, 25, 180, 182).

Oder wir haben eine Reihe von Synonymen zu situieren, d. h. in Sätzen in ihren ambiente einzuordnen (Nr. 27, 231, 233, 273).

Andere Synonyme sind nach ihrer Intensität zu ordnen (Nr. 157, 268) oder nach ihrem Bedeutungsunterschied auseinanderzuhalten (Nr. 233).

Sehr viele Übungen gelten der Suche nach dem « rechten Wort ». Bekanntlich bedient man sich, in der Sprache des Alltags, meist des erstbesten Wortes, das einem in den Sinn kommt. Das gilt vor allem für Verben. So haben sich u. a. *fare*, *prendere*, *lasciare* zu Allerweltsverben entwickelt, die oft durch einen präzisieren Ausdruck ersetzt werden könnten (Nr. 112, 114, 175).

Nicht selten handelt es sich dabei aber um « *modi di dire* », die prägnanter, volkstümlicher und anschaulicher sind als das eigentliche « *mot propre* ». Es gilt daher auch nicht, sie weitgehend zu ersetzen, sondern nur, sich von ihnen unabhängig zu machen, d. h. ihre Bedeutung genau zu kennen, um sie, wenn nötig, ersetzen zu können (cf. Nr. 35: *cuore*; 40: *perdere*; 98: *prendere*; 172, 253: *punto*; 174: *testa*; 244).

Es haben aber nicht nur Substantive, Adjektive und Verben ihre Synonyma, sondern auch Adverbien und adverbiale Wendungen (Nr. 163, 165, 166), ja selbst Konstruktionen (egli scrisse in mia difesa — egli scrisse per difendermi; Socrate affermava che l'anima è immortale — Socrate affermava l'immortalità dell'anima) (cf. Nr. 212, 213, 214, 230, 232, 239, 241, 243, 249, 255, 257 u. a.). Wie viele Möglichkeiten gibt es nur, einen Wunsch oder Befehl auszudrücken! (Nr. 263, 264, 269, 270). Und wie wichtig ist es, aus der Fülle der Formen im gegebenen Moment die richtige zu verwenden! Und wenn eine solche Übung an Hand einer Verordnung des passiven Luftschutzes (über das Verhalten der Bevölkerung bei Fliegeralarm — Nr. 264) gemacht wird, so beweist uns das nur die Lebensnähe dieses Buches.

Neben diesen praktischen Übungen hat es noch eine ganze Anzahl anderer, die das grammatikalische Denken des Schülers anregen und fördern wollen. Die Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck wird zur bloßen Technik, wenn nicht das Verstehen der grammatikalischen Zusammenhänge allezeit dahinter steht.

Deshalb haben auch solche Übungen — zur Unterscheidung der verbi riflessivi intransitivi und der riflessivi apparenti (Nr. 121), der verbi riflessivi und reciproci (Nr. 123) oder des « si » indefinito und des « si » riflessivo (Nr. 120) — ihre Berechtigung (cf. Nr. 176, 181, 183, 185, 216, 228).

Andere allerdings — und es sind nicht wenige — sind schon philologischer Natur. Sie gehen vom italienischen Wort aus und lassen das lateinische Grundwort suchen (Nr. 141, 145, 160, 178, 211) oder, umgekehrt, lassen vom lateinischen Grundwort aus auf die italienische Entsprechung schließen (Nr. 146, 161). So wird sogar historische Lautlehre getrieben: « Scrivi le parole italiane corrispondenti alle seguenti parole latine, ricordando che nelle parole trasmesse di generazione in generazione dal latino fino a noi, la *o* breve accentata è diventata di regola *uo*, la *e* breve accentata è divenuta *ie*. Non preoccuparti se il significato è qualche volta un po' diverso (per es.: *domus* — *duomo*) ». (Cf. Nr. 161: « Le vocali brevi *i* e *u*, se accentate, sono di solito divenute, rispettivamente, *e* chiusa e *o* chiusa. » Nr. 189: « Dove il latino aveva il dittongo *au*, l'italiano ha, nelle parole che ne discendono o ne derivano, ora *au* ora *o*. Cerca per ciascuna delle parole latine qui indicate, una parola italiana con *au* e una con *o*. Per es.: *causa*: *causa* — *cosa*). » — So interessant solche Übungen für den Philologen sein mögen, für einen nichtitalienischen Mittelschüler sind sie doch nur von sehr beschränktem Interesse.

Zu philologisch orientiert scheint mir auch der Großteil der *lettture*. Nur ganz wenige behandeln allgemein sprachliche Fragen; es sind Nr. I, III und IV, über die Bedeutung der Aussprache, über die Notwendigkeit, seine Muttersprache systematisch zu lernen und sie genau zu lernen, alle drei übrigens De Amicis' *Idioma gentile* entnommen. Zwei weitere (IX und X) sind den Pronomina gewidmet, Nr. XIV grenzt Synonyme gegeneinander ab (nach Tommaseo), Nr. VI und Nr. XI sind je ein kleiner Exkurs über « mostri mitologici » und « i prodotti dell'Asia ». Eine einzige ausgenommen (II: Metafore animalesche von Giovanni Rajberti), sind die übrigen etymologisierend. Ohne Zweifel ist es — für den lateinlernenden Schüler — reizvoll, den Zusammenhang zwischen lat. *sidus* (erhalten in den Adjektiven *sidereo* und *siderale*) und it. *considerare* zu sehen (XIII), oder auch denjenigen zwischen *cancello* 'Gartenzaun' und *cancellare* 'durchstreichen, ausradieren' (XXVI). Aber der praktische Wert solcher Studien bleibt dahingestellt. Für den Laien ist es doch wohl weniger wichtig zu wissen, daß *florilegio*, *lezione* und *legumi* zu lat. *legere* gehören (XXII, XXIII). Wichtiger ist z. B. die gegenseitige Abgrenzung von *legumi* (Hülsenfrüchte), *verdura* (Gemüse im allgemeinen) und

erbe, erbaggi, erbucce, die man mit Hilfe von Tommaseo hätte herausarbeiten können.

Aber das sind nur geringfügige Einwände, die den Wert des Buches in keiner Weise beeinträchtigen. Es ist ja auch nicht gemeint, daß dieser erste Teil systematisch mit den Schülern durchgearbeitet werde: es soll auch hier aus der Fülle des Gebotenen das ausgewählt werden, was dem Stand der Klasse und dem Interesse der Schüler am meisten entspricht¹.

Abgesehen von seiner Reichhaltigkeit hat dieser Übungsteil noch eines für sich: Er ist nicht trocken. Zwar konnten auch hier eigens konstruierte Übungen nicht vermieden werden; es wurden aber auch, wenn möglich, Originaltexte verwendet, wie z. B. beim Studium des *Perfetto* und *Imperfetto* (Nr. 128: A. Negri), des *Participio passato* (Nr. 132: A. Bonsanti), der Adverbien und Umstandsbestimmungen des Ortes (176: I. Balbo), der *preposizioni articolate* (177: A. Gatti). Zusammen mit den *letture* lockern diese Prosastücke den Übungsteil auf und nehmen ihm etwas von seinem « schulbuchmäßigen Anstrich ».

Der theoretische Teil hält sich, wie schon erwähnt, an die traditionelle Einteilung: Lautlehre — Formenlehre — Syntax — Verslehre. Daneben bringt er eine mit « *I vocaboli* » betitelte Plauderei über Wörterbücher und ihren Gebrauch, über die Wörter und ihre Bedeutungen, im eigentlichen und übertragenen Sinn, über objektive und affektive Ausdrücke, Synonyme, Antonyme, Wortfamilien und Wortserien (Assoziationen) — das Ganze in so anregender Form, daß es als *letture* sehr wohl hätte in den ersten Teil verarbeitet werden können. Das gleiche Kapitel enthält noch eine kurze Wortbildungslehre und einen Überblick über den Aufbau des italienischen Wortschatzes. —

Es handelt sich also, im ganzen genommen, um ein überaus anregendes und praktisches Buch, das, über den Rahmen der italienischen Mittelschulen hinaus, all denen, die sich intensiv mit dieser Sprache befassen, ein wertvolles Hilfsmittel sein kann.

Zürich.

Lotte Kaupp.

★

¹ Trotzdem wäre eine etwas straffere Verbindung zwischen den zwei Hauptteilen wünschenswert. Während einzelne *esercitazioni* auf das entsprechende Kapitel des theoretischen Teils verweisen, vermissen wir im theoretischen Teil den Hinweis auf die entsprechenden Übungen.

RETO ROEDEL, *Lingua ed elocuzione, Esercizi di stilistica italiana*. San Gallo, Libreria Fehr Editori, 1940.

Welcher Romanist hätte nicht längst gewünscht, Meister Ballys Stilforschungsmethoden an allen Ecken und Enden der Romania wirken und besonders auch im italienischen Sprachgebiet Früchte tragen zu sehen? Welcher Lehrer der italienischen Sprache hätte sich nicht glücklich gepriesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, aus dem Reichtum einer in Ballyschem Geiste zusammengetragenen Beispielsammlung schöpfen zu können? Reto Roedels Buch ist ein wohlgelungener Versuch der Verwirklichung solcher Träume. Seine Stilistik hat nichts gemein mit der einst in Italien heiß umstrittenen *stilistica*, um deren Werts oder Unwerts willen noch in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts Ströme von Tinte vergossen und eigene Lehrstühle errichtet wurden. Der feinsinnige Dichter und Literaturhistoriker Roedel gibt uns keine neue *ars oratoria* und versucht in diesem Buch auch nicht, das Geheimnis des schöpferischen Sprachgebrauchs der Dichter zu ergründen; er treibt auch keine individuelle Stilistik, die die Unterschiede zwischen den sprachlichen Besonderheiten von Individuen oder Gruppen und den allgemeinen Sprachgepflogenheiten feststellt. Gegenstand seiner Untersuchungen ist die « Struktur des Stils als allgemein gebräuchlicher Ausdruck durch das Wort ». Daher wählt er im Titel das alte Wort *elocuzione*, das er nicht im wertenden Sinn der Rhetorik früherer Zeiten als Synonym von *ars dicendi* verwendet, sondern einfach als Erforschung und Darstellung der allgemein gebräuchlichen sprachlichen Ausdrucksmittel in ihrer genauen Bedeutung und ihrem Gefühlswert. Materialsammlung und Definition tragen den Stempel Ballyschen Geistes und eine Reihe gerade der besten Beispiele Roedels entstammen in Methode und Aufbau der Genfer Werkstatt, auf die wir Schweizer stolz sind.

Schon in den ersten, der genauen Wortwahl gewidmeten Beispielsreihen zeigt sich neben dem Fingerspitzengefühl das sprachpädagogische Geschick des Verfassers. Es gibt kaum nützlichere Übungen als die Ersetzung eines farblosen allgemeinen Ausdrucks durch das sinngetreue, den Begriff genau umschreibende und seinem Lebenskreis entsprechende Wort. Doch betont Roedel mit Recht, daß es zwar genauer ist, zu sagen *In quel giardino zampilla una fontana*, daß jedoch der Satz *In quel giardino c'è una fontana* die Existenz des Brunnens besser ausdrückt und daher gegebenenfalls richtiger ist. Ein paar Übungen beziehen sich auf die eigentliche Wortbildungslehre und sind bestimmt, dem Lernenden den Reichtum und die Freiheit der sprachlichen Ausdrucksmittel zu zeigen und ihn vor schematischer Anwendung von Suffixen besonders bei der Bildung von Substantiven zur Bezeichnung der

handelnden Person zu warnen. Auch die Beispielreihe der etymologisch zusammengehenden und der etymologisch von einander unabhängigen Gegensatzpaare dient ähnlichen Zwecken. Sehr nützlich sind auch die Übungen über die logische Gegensätze bezeichnenden *prefissi effettivi* (*colorare* — *decolorare*) und die *prefissi presunti* (*finire* — *definire*). Auch die Redensarten, die die Pronominalpartikel *la* enthalten, sind nicht zu kurz gekommen, und da ihnen Umschreibungen beigelegt sind, hat der Lernende nicht nur Gelegenheit, die Ausdruckskraft der volkstümlichen Redensart mit der blassen Paraphrase zu vergleichen, sondern rückbildend papierene Sätze wie *Ci siamo sottratti a un gran pericolo* durch die kräftigere, der Volkssprache angehörende Wendung *L'abbiamo scampata bella* zu ersetzen.

Bei der Behandlung der doppelgeschlechtigen Substantive und der Substantive mit doppeltem Plural legt Roedel folgerichtig nicht weniger Wert auf Erfassung des Intensitätsgrades als auf genaue Begriffsunterscheidung. Sein Schüler lernt auch den richtigen Gebrauch von Pluralformen wie *le piogge*, *le nevi* kennen und unterscheiden, in welchen Fällen der Plural, ein Kollektivum oder ein zusammenfassender Singular den Begriff klarer umschreibt und höheren Ausdruckswert hat.

Dem kurzen Abschnitt, der dem reizvollen Problem der *suffissi alterativi* gewidmet ist, möchte man etwas größere Ausdehnung wünschen. Es ist wichtig, daß der Schüler die zahlreichen Fälle, in denen das Suffix seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat oder nur scheinbar vorhanden ist, unterscheiden und falsche Bildungen vermeiden lernt, doch noch dankbarer und lockender ist die Aufgabe, vor seinen Augen eine Fülle von Beispielen auszusütten, in denen er die unerhörte und einzigartige Ausdruckskraft dieses Silbenspiels sieht, durch das der Italiener dem Wort so viele Seiten abgewinnt und so anmutig schillernde Nebenwirkungen erzielt. Auch ein paar gut gewählte literarische Beispiele aus alter wie aus neuester Zeit wären geeignet, die ewig schöpferische Kraft und Anmut des italienischen Sprachgeists in dieser spielerischen Betätigung zu zeigen. Gerade unser Chiesa ist ein unerreichter Meister auf diesem Gebiet, das für den Italienisch lernenden Ausländer so neu und anziehend ist. Es gibt sogar für unsere Mittelschüler kaum eine willkommenere Übung als die Suche nach Substantiven, Adjektiven und Verben, denen ein Diminutiv-Augmentativ- oder Pejorativ-Suffix eine besondere Note verleiht.

Auch der sprachpädagogisch sehr geschickt angelegte Abschnitt, dem Roedel den Titel *Falsi sinonimi* gibt, dürfte in einer Neuausgabe unbedenklich erweitert und in den Rahmen einer etwas umfassenderen Darstellung der Synonymik eingefügt werden. Lehrer und

Schüler der italienischen Sprache wären für reiche Beispielreihen dankbar, in denen neben dem farblosen allgemeinen Wort für einen bestimmten Begriff echte und falsche Synonyme erscheinen, d. h. Wörter mit Neben- und Spezialbedeutungen, Ausdrücke von ungewöhnlicher Bildhaftigkeit und starkem Gefühlswert, und solche, die ausschließlich bestimmten Lebenskreisen angehören. Ballys Synonymserien (wie z. B. *mourir, finir, partir, s'êteindre, s'endormir, expirer, rendre l'âme, décéder*) lassen sich im Italienischen mit Leichtigkeit nachbilden und wirken ungemein anregend, besonders wenn bei der Behandlung einer Synonymreihe und der damit zusammenhängenden Redensarten nicht nur die genaue Bestimmung des Wortsinns und des Gefühlswerts, sondern die Einfügung des Wortes in frei gebildete Sätze gefordert wird. Gerade bei einer dem Latein so nahestehenden und so traditionsreichen Sprache wie das Italienische, das den Ausländer immer wieder zwingt, Ausdrücke der Umgangssprache von ebenfalls sehr gebräuchlichen Ausdrücken der Schriftsprache zu unterscheiden, können wir nicht genug dafür sorgen, den Schüler durch beständige Übung zur richtigen Wortwahl zu erziehen.

Sehr dankbar sind wir Roedel für die reiche Sammlung von verbalen und andern Redensarten, die er uns schenkt. Im Kapitel III stellt er dem Lernenden die Aufgabe, neben das einfache Verb, das er für ausdrucksfähiger hält, die Umschreibung zu stellen und umgekehrt die Umschreibung durch das einfache Verb zu ersetzen (*usare — fare uso, spezzare — ridurre o mandare in pezzi*), vergißt aber nicht, aufzuzeigen, daß und warum *condannare* nicht für *pronunciare verdetto di condanna* verwendet werden darf. Nicht weniger als 16 Übungen sind charakteristischen Redensarten gewidmet, die sich um Verben oder bestimmte Substantive gruppieren. Auch Spezialisierungen, wie *cantare* und *far cantare*, entsprechend dem französischen *faire chanter*, erscheinen in diesem Zusammenhang neben den Redensarten: *E stato zitto per due anni, poi si è deciso a cantare.* — *Tutto quello che dicono non ha importanza: noi abbiamo dei documenti e carta canta.* — *Se non la smette di poltrire, bisognerà che tu gliela canti chiara.* — *Non ho molta fiducia nella gente che canta troppo presto vittoria.* Neben diese als Gruppe a bezeichnete Beispielreihe stellt Roedel als Gruppe b eine entsprechende Reihe mehr oder weniger farbloser Umschreibungen (*annunciare d'aver vinto* für *cantar vittoria*, *fare un lavoro inutile* für *battere (pestare) l'acqua nel mortaio*), die dem Schüler den höheren Ausdruckswert der volkstümlichen Redewendung zeigen und mühsames Wörterbuchwälzen (wofür im Italienischen immer noch zu wenig zugängliche Wörterbücher vorhanden sind) durch ein fröhliches Such- und Wählspiel ersetzen.

Die sehr zahlreichen Beispiele, die den *Promessi sposi* entnommen sind (Übung 97–135), mögen zu ähnlicher Forschungsarbeit an andern Autoren anregen und führen von der *elocuzione* im Sinne Roedels zur ästhetischen Stilsforschung, die das künstlerische Element in der Verwendung feststehender Phrasen und ihrer Umwandlung feststellt.

Sehr ansprechend ist das knappe Kapitel, das die eigentliche Gefühlssprache an gut gewählten Beispielen zeigt, wobei neben den eigentlichen gefühlsbetonten Interjektionen die Ironie nicht fehlt (*Buona lana!* — *Scusate se è poco!*).

Auch die Bildersprache im eigentlichen Sinn ist wohl vertreten. Doch dürfte neben den zahlreichen Vergleichen mit *come* (*Rustico come un orso* — *Liscio come il vetro* — *Leggero come una piuma*) und neben Ausdrücken wie *È una vera Babele* — *Cose che sono più vecchie di Matusalemme* auch den für das Italienische so typischen asyndetischen Vergleichen (*stracco morto*, *innamorato collo*, *ritto impalato*) ein Plätzchen gewährt werden.

Unter dem Stichwort *Forestierismi e neologismi* behandelt Roedel eigentliche Fremdwörter (*bonne*, *cravache*, *cabaret*, *beige* usw.), grobe Sprachfehler wie sie in deutschsprachigen Italienischklassen vorkommen (*il monte il più alto*, *domandare qualcuno* statt *a qualcuno*), Barbarismen und offenkundige Gallizismen wie *confettura* für *marmellata*, *colpo di telefono* für *telefonata*, *permessione* für *permesso*, *attenzioni* für *riguardi* und ähnliche Geschmacklosigkeiten, die das heutige Italien seinen *infranciosati* nicht mehr verzeiht. Bei der Bewertung dieser und ähnlicher mehr oder weniger abstoßenden sprachlichen Unarten und Entgleisungen hütet sich der Verfasser dieser klug abwägenden Stilistik vor übertriebenem Purismus: er gibt zu, daß das Ersatzwort nicht immer den genauen Sinn oder den Gefühlswert des Fremdworts wiedergibt, und schlägt gelegentlich ein noch nicht allgemein gebrauchtes Wort wie *istitutrice* für *bonne* vor, das durch *bambinaia* nicht vollwertig übersetzt wird.

Den heute so zahlreichen Neologismen wird in einer Neuauflage vermutlich noch mehr Raum gewährt werden müssen. Aus der Andeutung: *Quello delle macchine a vapore continua a chauffer, ma quello delle auto no; e si chiamerà come? come dentista, futurista, ecc.* wird der Schüler kaum das neue, heute allgemein gebräuchliche *autista*, sondern im besten Fall *automobilista* ableiten und den Unterschied der beiden Ausdrücke nicht erfassen.

Vielleicht wird auch eine kritische Sichtung und Wertung der verschiedenen Neologismen, die heute in so übergroßer Zahl aus üppigem Erdreich aufschießen, in einer Neuauflage möglich sein, um unsern Schülern zu zeigen, daß viele Ausdrücke (wie *allenatore*, *regista* usw.) glücklich geprägt sind, andere dagegen (man denke

an Neubildungen wie *capo reparto macchine*) dem Sprachgeist weniger entsprechen oder doch nur als rein technische Ausdrücke verwendet werden dürfen.

Die Schlußkapitel dieses verdienstvollen Buches geben dem Schüler Gelegenheit, rein literarische Formen und Konstruktionen in die moderne Alltagssprache zu übertragen. Die Beispiele, die diesen höchst nützlichen Übungen zugrunde liegen, hat nicht nur der Sprachforscher, sondern der Künstler Roedel alten und neuen Gedichten und Prosatexten mit viel Geschick entnommen.

Sprachliches Feingefühl, ungewöhnliche Sprachbeherrschung und reiche pädagogische Erfahrung haben es ihm ermöglicht, in dieser *Stilistica* eine Fülle äußerst lebendigen und fesselnden Materials zusammenzutragen, das den Italienischunterricht an unsern Hoch- und Mittelschulen erleichtert, bereichert und belebt. Er hat dadurch nicht nur eine längst peinvoll empfundene Lücke ausgefüllt, sondern seine Leser mit ungeduldiger Erwartung weiterer zugleich der Forschung und dem Unterricht dienender Beiträge erfüllt.

Zürich

E. Werder.

★

GIACOMO DEVOTO, *Storia della Lingua di Roma*. Bologna Cappelli (Istituto di Studi Romani. Storia di Roma, vol. XXIII) di 423 pp. con XV tavole [finito di stampare il 9. I. 1940].

I tre primi capitoli di questo volume espongono quella che potremmo chiamare la preistoria del latino: attraverso le origini indoeuropee e mediterranee si delinea la fisionomia dei Protolatini insediati in Italia; attraverso azioni e reazioni con le lingue confinanti, attraverso ai più remoti contatti con la cultura greca, al fluttuare dei tratti linguistici che comparativamente dobbiamo assegnare a quell'età, si precisa nel suo significato storico la fisionomia del latino dell'età arcaica, nota direttamente solo dalle scarsissime testimonianze che ce ne restano, non risalenti oltre al quinto secolo (p. 1-104). Lo svolgimento del latino repubblicano — i termini sono Plauto e Cicerone — nei suoi tre motivi dominanti: il delinearsi di un purismo urbano fondamento d'una tradizione di lingua letteraria a tendenza esclusivista, l'arricchirsi e l'adattarsi del latino ad esprimere tutto un vasto complesso di nuova cultura e di potenza nuova, la conquista linguistica dell'Italia, occupa i tre capitoli seguenti (p. 105-212). Simmetriche a queste sono le pagine che si occupano del latino del primo impero, sino al terzo secolo (p. 213-308); nella letteratura augustea ed argentea si spiano i tentativi di liberazione dalla lingua classica, in quanto essi coincidano con quelle profonde innovazioni della lingua, che sono più

chiaramente e largamente attestate da testi di quest'epoca, meno ligi alla tradizione retorico-letteraria, e si possono più sistematicamente ricostruire dalla comparazione delle lingue romanze, in quanto essa ci riporti al carattere fondamentalmente unitario del latino dell'impero. Il che significa studiare nel contempo l'espansione del latino nelle provincie da Roma e dai centri secondari che ad essa cominciavano a sostituirsi nell'ultima parte di questo periodo. Si inserisce qui (p. 309-342) un capitolo: l'età cristiana, che studiando quel complesso fenomeno che va sotto il nome di latino cristiano, apre la via alle ultime pagine (p. 343-370): Il latino dopo la fine dell'impero; di cui importantissime le prime (p. 343-351), che si potrebbero intitolare: la morte del latino, il dissociarsi cioè della lingua viva, frantumata oramai con il deciso prevalere di correnti particolaristiche che segnano la fine dell'impero, dalla lingua letteraria ritrattasi ad esprimere la più alta cultura del mondo occidentale ed anche la sua unità ideale. Alle vicende di questa nel medio Evo, nel periodo umanistico e nell'età moderna è dedicato un rapido schizzo finale, il quale si conchiude con un brevissimo cenno (p. 366-368) sulla funzione di Roma linguistica, in due momenti estremi della storia della lingua italiana: nella preistoria delle origini e nell'Italia contemporanea. Il volume, fornito di indici analitici, si chiude con una doppia Appendice. Sono dapprima alcune note critiche (p. 371-381) in cui l'A. espone la concezione di storia linguistica che giustifica le linee fondamentali di questa sua storia del latino. Segue (p. 382-397) la bibliografia essenziale sulle questioni trattate nei singoli capitoli. Questa bibliografia, in complesso è buona e scelta bene; essa è completata del resto dai rinvii più particolari che erano stati dati a piè di pagina, o meglio li completa a sua volta, perchè vi sono punti in cui la trattazione non porta tracce di ricerche fondamentali sull'argomento che, come tali appunto, sono segnalate in queste Note. In tal modo l'A. integra l'esigenza di costruire un libro originale e di proporre soluzioni proprie a singoli problemi con l'intento di fornire a un largo pubblico di persone colte uno strumento solido di informazione e di orientamento.

L'A. dedica il volume alla memoria di Jakob Wackernagel, suo maestro e, giunto al termine, ricorda con reverenza il nome di Antoine Meillet. Il Wackernagel e il Meillet sono tra i migliori rappresentanti di quella generazione di linguisti dalle tendenze filologiche che, sullo scorcio del secolo scorso, infusero nel metodo comparativo un'ondata di concretezza storica e l'*Esquisse* segna appunto il momento in cui la grammatica storica del latino si avvia a trasformarsi in storia vera e propria; la presentazione di questa

storia del latino deve quindi, necessariamente, prendere l'*Esquisse* come termine di confronto così come esso è stato sempre presente all'A. che ne ha assimilato con franca indipendenza le linee generali ed i particolari di carattere definitivo, allontanandosi su due direzioni diverse: — e sono quelle che basterebbero da sole a giustificare questa nuova Storia —. L'una è « il maggior peso dato alla storia della lingua nel periodo centrale » (p. 384), vale a dire la maggiore estensione data alla storia fatta sui testi che il Meillet aveva, secondo le esigenze del suo disegno, a base fondamentalmente comparativa, arrestato praticamente a Virgilio; vien di qui il maggiore sviluppo dato alla storia del latino dell'impero che sarà particolarmente gradito ai romanisti. L'altra deviazione consiste nello sforzo di liberarsi dalla necessità di fare la storia linguistica sulla trama « di una comparazione limitata al confronto di stati di lingua » successivi cui per note ragioni si era astretto il Meillet, trascurando di proposito i periodi intermedi di assestamento che poco o nulla dicevano alla sua sensibilità linguistica. Il determinarsi dell'individualità latina entro le origini indoeuropee è seguito con una serie di comparazioni geografiche e stratigrafiche indipendenti dallo schema di successive sottounità: italo-celtica e italica seguite dal Meillet, e volte a disegnare meno astrattamente la posizione — anzi le successive posizioni — assunte dal latino fra le lingue sorelle. Delle quali la decisiva è la fase dovuta allo stanziamento dei Protolatini in Italia e segnata da quelle che il Devoto designa come origini mediterranee del latino, nei suoi due momenti dominanti: l'assorbimento di sostrato mediterraneo da parte del protolatino e il determinarsi di quelle congruenze — in gran parte recenti e nate in Italia — che avvicinano il Protolatino al linguaggio indoeuropeo progenitore dell'osco-umbro. Il tecnico avrebbe da formulare parecchie riserve — e alcune anche gravi — su punti particolari; ma sarebbe inopportuno, e anche ingiusto, farle su questa rivista senza i necessari sviluppi. Nel campo complesso è tuttavia certo che l'A. ha la soddisfazione di aver inquadrato felicemente in un vasto disegno storico, i risultati di ricerche che stentavano a uscire dal chiuso ambito degli specialisti — stavo per dire dei laboratori — come quelle sul sostrato mediterraneo, coltivato in Italia con particolare amore e costanza, e di aver dato, come si dice, forma definitiva a punti più particolarmente legati al suo nome, come la critica all'unità italica o il ritrovamento del gruppo ausonico di cui è un resto il protolatino. Lo stesso può dirsi, nei capitoli che seguono, per tutta l'epoca di transizione che segna il primo albore di una storia del latino, determinata dai nuovi rapporti con l'etrusco e da quel complesso di influssi di dialetti italici e di sinecismo, che va sotto il nome un poco vago di sabinismo; determinata in modo

particolare da innovazioni proprie che conferiscono al latino il suo aspetto caratteristico (si veda l'interpretazione dell'apofonia vocalica p. 98). Per il latino repubblicano si veda infine, fra l'altro, come il suo ultimo arricchimento ed epuramento sia concepito non solo come effetto della ellenizzazione di Roma, ma anche e soprattutto come espressione della nuova e più completa funzione che Roma aveva assunto nella storia del mondo antico e come espressione, per esempio, di ordine e di armonia.

Superata, dunque la concezione degli stati successivi di lingue, illuminati da particolari condizioni storiche, come viene raggiunta la visione complessiva del latino e delle grandi correnti da cui nasce il suo svolgimento? Come, al disopra dei mille episodi particolari viene ritrovata quella armonia di esposizione, quella intima penetrazione del dato grammaticale comparativo e di sensibilità filologica che fa dell'*Esquisse* — nonostante la sua linea semplicistica — un libro indimenticabile? Ancora una volta vien posto il dilemma fra sincronia e diacronia, ancora una volta si cerca, questione più larga e vitale, l'autonomia di una storia linguistica distante ugualmente dalla storia e dalla grammatica comparata. Merito principalissimo del Devoto è l'essersi posto questo problema, come a nuovo, spinto a ciò dalla sua propria concezione di comparatista sensibile alle più recenti correnti teoretiche della linguistica generale, fatto esperto da un suo precedente tentativo. Sia resto delle sue abitudini di comparatista sia, come a me pare, la forma stessa del suo abito mentale, egli è particolarmente acuto nel cogliere di ogni antinomia linguistica i punti estremi, nel procedere per opposizioni nette: una delle sue preoccupazioni dominanti è la classificazione. Di qui un procedere che, superficialmente almeno, è pieno di chiarezza, si veda come ad esempio i vari strati di latino che sono ritrovati nelle iscrizioni di Pompei (p. 203 sgg.), le varie fasi in cui è distinto lo spegnersi del latino (p. 352), di qui un calcolo di possibilità antitetiche che porta a distinzioni utilissime (per esempio quelle che segnano il valore di congruenze preistoriche italo-greche p. 22 sgg.); ma nel complesso attutiscono, talvolta contro lo stesso volere dell'A., l'attitudine a cogliere tutto ciò che è fluido e fuso, indistinto, tutto il gioco di azioni e reazioni da cui nasce la storia linguistica, che è agli antipodi con un sistema di classificazione. Si determina di qui lo stato d'animo dell'A., lo sforzo, ora conscio, ora inconscio, ma sempre meritorio, per superare questo contrasto. È uno sforzo che appare fin dalla prima lettura: l'esposizione che procede franca, chiara, come è proprio del Devoto, e suole venire incontro al lettore con un fare elementare e una certa sprezzatura modernistica di termini, più e più volte si intoppa in qualche frase tormentata di chi cerca di irretire in uno schema un'idea e questa guizza

e tutta si dibatte. Questo sforzo dà al libro intero un tono di raccolta severità, esso trova la sua diretta espressione nella Nota critica, scritta a libro finito, quasi l'A. non fosse ben sicuro che tutti ne comprendano l'intimo congegno. Occorre vederla un poco da vicino: se anche non ci sarà possibile criticarne a fondo la portata teorica, ne guadagneremo in criterio per meglio intendere il volume, soffermandoci a discutere quelle parti che sono per un romanista di più diretto interesse.

L'A. nel creare un suo sistema di storia è stato mosso da due preoccupazioni: una era inerente al suo particolare soggetto che tanta parte doveva fare ai testi letterari: si trattava, dunque, di non cadere in questioni di critica estetica o puramente filologica, di tenere, in sostanza, la storia linguistica lontana dalla storia letteraria. Per questo egli, senza che nulla gli dicano le critiche che a questa formulazione sono state fatte dai più diversi punti di vista, si mantiene fedele — direi volutamente e ciecamente fedele — all'opposizione fra lingua e linguaggio, tale e quale come l'aveva formulato il De Saussure, mantiene il concetto di lingua come strumento di comunicazione irrimediabilmente opposto a quello di lingua come espressione (nel senso estetico della parola). In forza di questo taglio draconiano l'A. si propone, quindi di prendere in considerazione la lingua degli autori solo per quel tanto in cui essa coincide con quelle tendenze che prevalevano, o sono più tardi prevalse, nella lingua comune; di qui una serie di giudizi su questo o quell'autore che saranno perfettamente giustificati agli occhi del Devoto, ma assai meno soddisfano il lettore che non trova sufficientemente rilevata in esse quella valutazione della personalità storica dei singoli scrittori che egli vi cerca: posizione particolare assunta da essi entro la tradizione linguistica, i giudizi espressi o i sentimenti che essi tradiscono, la loro diversa aderenza ad ambienti determinati, la loro diversa fortuna (si pensi al contrasto fra Tertulliano e Apuleio), tutti quegli elementi insomma da cui nasce la linea di una storia della lingua letteraria che costituisce pure la parte più alta e viva della lingua comune. E rimuovendo quelle barriere teoriche di cui dicevamo, l'A. avrebbe trovato certo una più agevole soluzione ad un problema che, a ragione, lo preoccupa — e su di esso si affatica più e più volte —: lo spiegarsi cioè come un fatto di linguaggio — quello che comunemente si chiama un fatto di stile — diventi un fatto di lingua e sia degno di essere preso in considerazione dallo storico. Verso la grammatica comparata l'A. pone una barriera — e trova nello stesso tempo un principio, un collegamento sintetico dei fatti eterogenei e molteplici — concependo il movimento linguistico come il risultato di quattro « forze »

opposte a due a due dal cui contrastante equilibrio nasce il divenire della lingua: esse sono — uso la sua terminologia caratteristica (p. 374) — la lingua letteraria, fatta di precisa attenzione, opposta alla lingua dell'uso banale, dovuta a un rilassamento dell'attenzione; la lingua espressiva, carica di contenuto sentimentale, che per essere compresa richiede una cerchia ristretta e familiare di uditori, la lingua tecnica che, all'opposto, elimina ogni momento espressivo, supera ogni confine linguistico, ogni complicazione di sistema che si opponga al fine suo che è la comprensibilità. In questo gioco di forze opposte, l'alternare premere o cedere rispetto ad organismi stranieri trova la sua concreta e naturale spiegazione. Inadeguata per le ragioni che dicevamo la definizione di lingua letteraria, inadeguata, di conseguenza quella di lingua d'uso ed equivoca, per giunta, la sua denominazione; meritoria dal punto di vista della linguistica generale la definizione di lingua tecnica, meritoria pure la distinzione fra banalità ed espressività linguistica, nel senso che essa contribuisce alla critica di uno dei concetti più vaghi della linguistica moderna: la espressività, in cui elementi di natura estetica e logica (tutta la lingua è sempre « espressiva ») si confondono con il carattere affettivo del linguaggio.

In complesso l'A. si eleva dalla grammatica alla storia in quanto consideri il fatto grammaticale non in sé, ma per il valore « tonale », come egli dice, che man mano è chiamato ad assumere dall'equilibrio delle quattro forze in gioco; caratteristica essenziale di questa storia è il suo carattere agonistico: si tratta sempre di forze contrastanti, di azioni e reazioni. Ma, parlando di lotte, se non si vuol cadere in una metafora, utili forse didatticamente, ma i cui inconvenienti pesano sulla linguistica da più di un secolo (e troppo sovente si parla in questo libro di lingua immatura, di lingua impotente, di colpe della lingua), è necessario riferirsi risolutamente a uomini, a masse d'uomini, ai parlanti — e non a parlanti generici, come le quattro forze presuppongono, ma concreti, determinati da una particolare condizione storica. Nello schema teorico che ho cercato di riassumere più di un lettore si sarà forse domandato perchè non sia fatta parte in esso al contrasto fra sentimento campanilistico e « intercourse », per usare la terminologia del De Saussure; il Devoto parla, più correttamente e largamente, di desiderio di libertà contrastante al tradizionalismo. Ne parla sovente, e ad ogni volta per riscoprirlo questo contrasto, non gli ha tuttavia riconosciuto un valore essenziale (anche il De Saussure lo considera all'infuori del sistema linguistico), perchè gli premeva di porre una barriera tra storia della cultura, di cui questo contrasto è espressione diretta, e storia linguistica. La concretezza storica è ottenuta semplicemente, determinando l'ambiente romano con

due dati, per così dire corporei: la densità della popolazione e le strade che furono veicolo alla diffusione del latino (p. 275). Vi sono naturalmente moltissime pagine dove la lingua è interpretata alla luce di una mentalità che si era formata in determinate condizioni della storia romana; ma il riferimento a condizioni culturali non è mai cercato sistematicamente, e tanto meno è cercato sistematicamente il riflesso che esse ebbero sul naturale sentimento linguistico dei parlanti; insomma questa storia della lingua di Roma non è sempre la storia della lingua dei Romani. Eppure, se penso che la lingua è una forma di cultura, e storia della lingua non può essere che storia dello spirito e della cultura, se penso, d'altra parte, che ciò che distingue la lingua da ogni altra forma di cultura è per definizione, il suo maggior tradizionalismo, non vedo altra via d'impiantare una storia linguistica, se non sulla dialettica di ossequio o di ribellione alla tradizione attraverso cui la lingua si svolge riflettendo in modo tutto suo lo svolgersi di una cultura, impersonata, per così dire, in un sentimento di nazionalità. Nel sistema della lingua vi sono elementi estremi: i sintattici, cioè i più aderenti alla individualità dei parlanti, e i lessicali, cioè i più liberi dal sistema, che obbediscono agilmente, direttamente, ai mutamenti di pensiero e di cultura che in essi si esprimono: il corpo del sistema — all'ingrosso morfologia e fonetica nelle quali s'appunta più tenace il sentimento tradizionale e nazionale della lingua — solo di riflesso e indirettamente si atteggia alle nuove esigenze. D'altra parte tutta intera la lingua, in ogni elemento, traduce direttamente la vicenda di compattezza o di disgregazione che della storia culturale di una nazione sono conseguenza. Tutta aderente alla storia spirituale di Roma mi par quindi lecito vagheggiare una storia del latino condotta sul formarsi, l'afforzarsi, l'arricchirsi, il disgregarsi, o il cristallizzarsi di una tradizione che fu capace di unificare linguisticamente — o almeno di informare alla sua norma — l'Occidente e trascese i limiti della stretta nazionalità, legare al medioevo l'umana universalità del pensiero antico.

Di proposito il Devoto tien l'occhio ben vigile a tutti quei punti della sua Storia che preludono a problemi romanzi. Così, nello studio dei rapporti con la Grecia — nei quali si riflette in tratti così netti, messi bene in luce da una impostazione teorica, felicissima su questo punto, tutta la storia del latino — gran parte è fatta (p. 247-377) alla permeazione culturale che ne segna il coronamento. Certo al problema linguistico sarebbe giovato insistere sulle ragioni culturali di questa, che non è più un semplice influsso: il sentimento di un romano del terzo secolo verso la Grecia, non è più precisamente quello di Catone e nemmeno di Cicerone; non che vi sia alla testa di questo movimento un affievolirsi della romanità,

vi è, piuttosto, una consapevole fusione di pensiero e di ideali che immise nel latino il vigore per la sua espansione spirituale più duratura. Il D. parte dai materiali del Löfstedt e di un notissimo articolo del Pfister, e tra il dilemma posto da molti per le congruenze greco-latine di questa età: influsso reciproco e sviluppo parallelo? egli giustamente sceglie la via di mezzo: i focolari possono essere diversi, il trionfo dell'innovazione porta con sé l'ipotesi di un ambiente omogeneo pronto ad accoglierla nello stesso modo. Vero è che qui avrebbe assai giovato, se non la raccolta di materiali nuovi, per lo meno una nuova interpretazione di materiali già messi insieme per altri fini. Attraverso tutta la letteratura di traduzione, attraverso l'adattamento di qualcuno dei numerosissimi calchi letterari attestati, sarebbe stato possibile mostrare, per esempio, quanto il greco abbia contribuito ad accentuare nel latino il procedimento di esprimere l'astratto per mezzo di 'nomina actionis', procedimento cui Petronio ancora — come mostra l'interessante esempio citato a p. 261 *meum intelligere = intelligentia* — reagisce. Non dunque il latino era poco portato ad accumularsi di parole astratte (p. 261), ma poco portata all'astrazione era la mentalità dei Romani che foggiano la lingua a loro adatta, imprimendo alla tradizione nel momento culminante della loro storia, caratteristiche dure a morire perchè sentite come nazionali, cui ogni contenuto nuovo di pensiero che più tardi sia prevalso dovette adattarsi finchè quel sentimento durò, trasformandole e riplasmandole e dando ad esse un significato nuovo. Più che da discussioni teoriche, da esempi concreti, si prova così quel tradizionalismo su cui si fonda l'autonomia della storia linguistica, quel contrasto fra svolgimento della lingua e svolgimento del pensiero su cui già si soffermava l'Humboldt, il più grande assertore dell'identità tra lingua e pensiero. Ritornando alla compenetrazione greco-romana è indubbio, d'altra parte, che molti casi di convergenze hanno anche un significato storico alquanto diverso, come quelle che sono nate in un ambiente volgare che assai meno risente esclusivismi nazionalistici. Così sarà di certa parte dei calchi latini sul greco. L'A. si sofferma solo sul più celebre: *ficatum*, nato nel gergo, per tendenza internazionale, della cucina; ma altri, come *sero, plus* — (rimando in complesso alla lista iniziata dal Bartoli in *Introduzione alla neolinguistica*. Ginevra 1925, p. 43 ss. — saranno da considerarsi, in genere, come un relitto di greco latinizzato o latineggiante. Il loro grandissimo valore per la storia del latino risiede nel fatto che, come mostra la loro espansione geografica, principale centro della loro diffusione deve essere stato Roma stessa, la quale fu assai per tempo una delle colonie greche più notevoli d'Italia e dell'Occidente. Non senza una ragione questo tipo di calchi viene a sommarsi e

a confondersi con venature osco-umbre, un'altra corrente del latino d'Italia che nel crogiolo di Roma assume definitivamente il segno della romanità. Tale il tipo genitivo femminile, in *-aes, -es*: è stato, infatti se non erro, dimostrato che esso è un grecismo innestato su un influsso osco-umbro: gli esempi più antichi risalgono all'ultimo secolo della Repubblica, ricco appunto in alcuni testi di quegli italismi che diventeranno parte integrante della latinità (V. *Silloge Ascoli*, 1929, p. 640 e per i materiali A. Hehl, *Die Formen der lateinischen 1. Deklination in den Inschriften*, Tübingen 1912, cf. Stolz-Leumann, p. 279).

Parecchi i nuovi filoni italici che il D. addita all'attenzione degli studiosi: uno di questi è segnato dal trionfo dell'accento di intensità e dal tramonto del ritmo quantitativo nell'età imperiale con tutti i fenomeni che vi si accompagnano: costruzione ben meditata (cf. p. 207-208, 235 ss., 286-287, 324 ss.) che salvo qualche particolare, (gli Africani passavano per non sentire la quantità) persuade agevolmente. Un altro (p. 301-302) è l'intacco di *k* dinanzi a vocale velare, la cui storia nella prima latinità ha qualche analogia con quella della caduta di *-s* finale; un altro, infine, è il principio di una differenziazione per timbri delle vocali medie. L'A. ne scorge la prima traccia in grafie pompeiane (p. 208 s.) dove si ha *ae* non solo in grafie inverse per *ē*: *aegisse*, ma anche per *ē*: *aedeo* = *edo*, *laeserit* ecc.; forme queste ultime le quali gli fanno pensare che *ae* si fosse chiuso con una sfumatura di timbro che lo rendeva particolarmente simile ad una *ē*, che dunque a Pompei era differente per timbro di *ē*; di ciò il D. trova la conferma e il precedente nella grafia osca più tarda, dove compare un segno nuovo *ī* per indicare *ī*, *ē*, *ē* in iato e *i* in dittongo, distinti dalla antica *i* che vale *ī*. Il valore che il D. conferisce a questi *ae* pompeiani è tutt'altro che sicuro: *laeserit* e *aedeo*, in questi graffiti possono essere dovuti a semplici ragioni grafiche; tali sono certamente gli altri esempi citati dal D. *maeae* (*meae*) e *habrae* (*habere*) — in un iscr. che ha *elati* ed è per giunta assai scorretta e i vocativi *graphicae*, *vicinae*, reazione ai frequentissimi *e* per *-ae* di altre desinenze casuali. Comunque sia, a vedere senz'altro nei fatti oschi il sostrato di una fra le più profonde innovazioni romane rende riluttanti la circostanza che nella Basilicata meridionale, in terra osca dunque, il Lausberg scopri recentemente parlate che, come le sarde, distinguono *ā* ed *ī* ed da *ō* ed *ē*; questo relitto induce a supporre che il primo focolare dell'innovazione non sia stato nell'Italia meridionale. A questo argomento ricorre, infatti ultimamente il Bartoli (*AGI* 31 [1939], 77-78) per ribadire la sua nota tesi: l'innovazione è mossa dalle Gallie, come dimostrano direttamente le iscrizioni volgari nelle quali lo scambio di vocali è tanto più frequente e imponente nelle Gallie che nelle

altre regioni della Romania. Con ciò non si afferma tuttavia che il Bartoli abbia ragione intera e il Devoto pienamente torto: il Bartoli coglie l'assetto definitivo del fenomeno, quello romano; il D. qui, e più completamente nel suo articolo: *I fondamenti del sistema delle vocali romanze* (*RcILomb.*, S. II, 63, 593-605), ha l'occhio al primo germe dell'innovazione. Ora, un principio di differenziazione nei timbri di *e*, sebbene non così esplicito come in osco, aveva il D. già indicato nell'umbro; quanto egli dice sulla confusion, di timbri di *-e* e di *-i* finali (p. 207) a Pompei si può ripetere per qualsiasi altra regione italica o varietà rustica opposta a Roma. D'altra parte vi sono esempi, come i notissimi *elex* e *pomex*, che han certo le loro radici nel latino d'Italia; si aggiunga che, in atona almeno, alcuni casi di protonica sono assai antichi appunto in Italia: *fistuca* e *sinatus* penetrano nell'*Appendix Probi*, quest'ultimo è della *Lex Iulia Municipalis*, tutti indizii che uno spostamento generico del sistema latino dei timbri vocalici (perchè tutto intero il sistema vocalico conviene aver presente) si sia realmente avuto per influsso di dialetti italici settentrionali, se non dell'osco, spostamento che penetrato a Roma sarebbe stato qui soprafatto da un nuovo sistema di origine settentrionale. Si tratterebbe di un caso analogo, per molti tratti, a quello della lenizione delle sorde intervocaliche, dove l'ultimo e maggior movimento di origine parimenti settentrionale ha in Italia in parte assorbito germi più antichi di origine italica (cf. *Sardegna Romana*, 1926).

Questi filoni italici avranno avuto la loro parte nella storia della diffusione del latino in Italia, storia di cui l'A. traccia alcuni quadretti istruttivi, tratti da iscrizioni repubblicane con colorito dialettale (p. 195-200) dell'Italia centrale (fra le quali è da rammaricare che l'A. non abbia considerato qualcuna delle più recenti, come il gruppo delle defissioni di Vesonio o le defissioni di Minturno), e dai graffiti di Pompei (p. 203, II). Ma questi filoni hanno avuto un'importanza ben maggiore in quanto, come si è detto, trovarono in Roma il loro nuovo centro di diffusione: in questo senso soprattutto essi sono preromani. Non si saprebbe abbastanza insistere su questa distinzione: il D. ha perfettamente ragione quando nega carattere preromano ad alcuni fenomeni del latino arcaico rilevati dal Meister e dall'Haltheim (p. 373), anzi è forse troppo preciso nel porre il terminus a quo dei fatti preromani (p. 374) al tempo della guerra sociale. Non solo questa c'è voluto, non solo l'effettiva immigrazione di grandi masse di Italici, ed in particolare di Oschi a Roma (il che avvenne principalmente sotto Cesare come mostra il Beloch), ma c'è voluto soprattutto il fatto che cessasse la opposizione fra *urbanitas* e *rusticitas*, segno del venir meno del conservatorismo urbano; siamo così al primissimo impero, forse allo stesso

Augusto che accettava la latinità di *caldus* e di *semus*. Su questa democratizzazione di spirito e di cultura nei primi secoli dell'impero conveniva, a mio gusto, insistere assai di più perchè essa segna uno dei punti cruciali nella storia della lingua di Roma. Affiora essa negli atteggiamenti del fondatore dell'Impero, tanto che appaia agli occhi di Svetonio una singolarità degna di essere rilevata (questo il valore storico dei popolarismi di Augusto elencati a p. 245), dia lo spunto alla satira di Petronio, fornisca qualche elemento a quella di Seneca, la biasimi Quintiliano quale snobismo spiacevole, è pur questa la lingua che conquistò l'impero o almeno impresso il carattere definitivo della sua romanizzazione, lingua fusa nel crogiolo di una Roma largamente plebea e — come tutte le capitali — decisamente innovatrice.

E' necessario ricordare ancora una volta che Cosenzio, dopo aver elencato « barbarismi » che risalgono appunto a questa età soggiunge: « quod vitium plebem Romanam quasi quadam deliciosa novitatis affectione corrumpit? » Questa caratteristica innovativa del latino d'Italia — dopo le ripetute ricerche del Bartoli e alcune pagine del Wartburg — si prestava ad essere bravamente delineata, in alcuni dei suoi tratti fondamentali, e ne rimane del resto un quadro famoso nella *Appendix Probi*, sulle cui origini romane e non africane, non pare ormai che cada dubbio. Il D. fa all'*Appendix* il debito posto (p. 292), ma vi vede più che altro il segno dell'incipiente impotenza dell'insegnamento grammaticale, il che non è completamente vero: proprio le iscrizioni — per quel poco che sono state studiate in questo senso — (cf. *AGI* 28, 18-19) attestano come da Roma irraggiasse pure una tendenza conservativa che sentiva alcune di queste innovazioni come troppo volgari, cioè come errori. Anzi uno studio sistematico in questo senso permetterebbe di determinare se e fino a che punto il latino d'Italia fosse ancora a quest'età intersecato da sfumature dialettali e permetterebbe forse, in quanto più tardi questa funzione regolatrice di Roma venga a cessare, di dare una risposta a un problema che il D. lascia giustamente insoluto: se risalga sino ad età romana l'opposizione fra quello che il Merlo chiamò Lazio sannita e l'Etruria latina, cioè il carattere decisamente meridionale del romanesco in confronto del toscano (p. 366).

L'espansione del latino nella sua fase unitaria — messa bene in luce dal D. — e nel primo disegnarsi di varietà provinciali è tutta quanta vista in funzione del sistema di strade irraggianti prima da Roma, più tardi, dopo Diocleziano, correnti in duplice linea parallela dalle Gallie alle provincie orientali, lasciando Roma da parte nel momento che la riforma amministrativa di questo imperatore veniva a favorire in sua vece la formazione di centri provinciali.

Questo riferimento ha certo qualche vantaggio per semplificare l'esposizione dei fatti e coglie un elemento che ebbe importanza vitale nella storia della trasmissione del latino. Con questa forma di determinismo storico l'A. in parte corregge la genericità sovverchia del suo schema, in parte obbedisce ad una esigenza del suo spirito: quella di far dire ad ogni fatto tutto ciò che di più determinato è lecito dedurre circa le sue cause, bella esigenza, ma di scienziato più che di storico. Non si può negare infatti che questo determinismo riesca d'altra parte alquanto angusto e insufficiente. Insufficiente perchè si potrebbe di questo come di tutte le « cause » storiche domandarci se essa non sia invece una conseguenza di « cause » più generali e più direttamente influenti sull'espansione del latino: fu davvero la riforma Diocleziana ad abbassare l'importanza di Roma (p. 296), o non piuttosto essa — a parte le ragioni strategiche — è dovuta a sua volta al dissolversi del centro romano nell'universalità dell'impero? E criterio angusto, perchè esso fa sì che l'A. di proposito gli sacrifici spietatamente gran parte di quel ricco quadro culturale che latinisti e romanisti son venuti disegnando attorno a quest'epoca: tanto di proposito che, a libro terminato, l'A. stesso si rammarica di questa sua spartana rinuncia, e si augura di farne ammenda in una seconda edizione. Il valore del libro è tale che questa occasione non gli mancherà di certo. Problemi di irradiazione come quello che tanti anni or sono disegnava il Jud (*Probleme der altromanischen Wortgeographie*), problemi di stratigrafia che da tanti anni occupano il Bartoli, problemi di sostrato, non più visti come ancora fa il D. per sè, cioè per discutere se il sostrato esiste o no (p. 305-175), ma inquadrati nel particolarismo innovatore affiorante dalle singole provincie, esigono di essere assorbiti a fondo in una storia del latino che, considerando di proposito gli stadi di transizione, miri ad integrare il Meillet non solo, ma pure l'*Einführung* del Meyer-Lübke. Certo il disegnarsi di una latinità d'Oriente contrapposta a quella d'Occidente, concetto così familiare a romanisti di cui non è traccia in questo libro, trova nella prima latinità la sua giustificazione storica: che non sarà da cercare nelle strade o nella forma di espansione, ma soprattutto nel diversissimo livello della cultura provinciale. Con questa premessa è naturale che ci scrive queste righe non possa accettare i tentativi di cronologia relativa abbozzati dall'A. per alcuni italismi mossi da Roma (p. 302) a seconda delle provincie che sono riusciti ad invadere: il dato geografico è pur sempre fondamentale, ma vi sono resistenze, incrementi, particolari condizioni di isolamento culturale che ne rendono l'interpretazione tutt'altro che immediata. Analogamente non si riesce a comprendere bene quale indizio linguistico abbia portato l'A. ad affermare che l'area ro-

manza della caduta di -s finale trovi la sua spiegazione nelle condizioni che alla trasmissione del latino furono fatte dalla riforma Diocleziana: questa, provocando un movimento delle Gallie verso l'Oriente, avrebbe rafforzato o ristorato la -s nell'Italia settentrionale (p. 297) dove essa infatti resistette fino a tardi assai, in Piemonte e nel Veneto. Ma questa distribuzione laterale si interpreta assai più agevolmente come una linea di resistenza, indipendente dalle Gallie, formatasi a piè dell'Alpi contro l'innovazione proveniente da mezzogiorno che già era riuscita a sfondare il centro; in generale la caduta di -s è piuttosto l'esempio tipico di quella maggior docilità che l'Oriente ebbe ad alcuni volgarismi nati nel latino d'Italia. Meno arduo sarebbe forse stato di portare a questa età l'inizio di quella corrente linguistica che dalle Gallie mosse verso la Rezia.

All'inconveniente di dover esporre a varie riprese lo stesso fatto grammaticale suscettibile di interpretazioni storiche varianti di secolo in secolo, l'A. rimedia occupandosi per solito di una singola particolarità nel momento in cui essa acquista, per massa d'esempi, o per altre ragioni, il suo pieno valore linguistico: in qualche caso tuttavia la scelta di questo momento poteva essere diversa: così nel latino dell'impero ancora unitario (p. 260) trovan luogo, sulla scorta del Bruch, i germanismi; nessuno mette in dubbio che ce ne fossero, ma la caratteristica degli elementi germanici penetrati nel latino è piuttosto quella di essere legati a quel particolarismo linguistico che segna il tramonto dell'unità latina — è questo uno dei migliori risultati della *Romania Germanica*; l'accento, senza alcun seguito, colpisce quindi come cosa prematura. Viceversa la formazione del futuro romanzo adombrata solo nella sua fase ultima — di fusione dei due termini — quella che è attestata da Fredegario (p. 341) è citata troppo tardi. Il distacco dell'infinito dall'ausiliare che sopravvive in spagnolo antico con i pronomi, le forme con *debere*, parimenti staccato, dall'Italia settentrionale, tutte le vicende ancora latine di *cantare habeo* provano che il carattere netto di futuro di questa formazione precede di molto a loro ultima saldatura e che esso non è certo nato nelle Gallie, dove anzi il tipo *cantare habeo* doveva esser sentito come reazione — o compromesso letterario — a tipi più antichi di tutt'altra provenienza (cf. Maria Corti, *Studi sulla latinità merovingia in testi agiografici minori*, Milano 1939, p. 25-35).

I fatti grammaticali presi in esame per questo periodo sono molti: nè d'altronde si può discutere quella che, per forza di cose, è una semplice scelta. Sarebbe desiderabile tuttavia, che fossero più numerosi e più lungamente svolti i fatti di sintassi; il nuovo valore assunto dalle proposizioni, con le sue conseguenze sulla prefissa-

zione verbale, e in generale il nuovo valore che nella frase prende il sostantivo con il venir meno del sentimento della declinazione (cf. *Esquisse*, p. 268), l'uso dei participi assoluti e dei gerundi, il nuovo uso del più che perfetto e, in generale, la rinnovazione del sistema verbale che si stava preparando (cf. E. Gamillscheg, *Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre*, SBWien. 172). Vien fatto di desiderare addirittura una sintesi a base sincronistica che interpreti questo complesso in rapporto a una nuova mentalità che si era venuta formando, in rapporto ad un'espressione più esplicita, e forse più intima, del pensiero di cui è indizio il carattere analitico che il latino va assumendo decisamente in questa età. Vero è che, per una sintesi di questo genere occorrerebbe essere risolutamente rivoluzionari: il D. osserva (p. 330) che il classicismo di Agostino non è tale che la struttura del periodo suo sia differentissima da quella di Cicerone; di un fine e consumato retore come Seneca disse il Castiglioni che all'eleganza su particolari egli sacrifica l'armonia dell'intero periodo: son forse dunque le grandi linee della sintassi quelle che immediatamente risentono di questa quasi impalpabile trasformazione, che andrà man mano ripercotendosi per tutto il sistema del latino, o rinnovandolo o svuotandolo di contenuto. E di qui bisognerà avere il coraggio di incominciare affrontando autori e testi, quelli studiati e quelli meno studiati, con spirito nuovo.

Nonostante qualche relitto di soverchio schematismo, bene inserito l'episodio cristiano nella storia dell'ultima latinità di cui accentua, e rende manifesta, la forza innovativa e il carattere unitario che ancora essa possedeva. Quanto ai particolari, studii recenti e soprattutto la lettura della *Passio scillitanorum*, degli *Acta Cipriani*, della *Passio Perpetuae* spiegano quella precoce maturità di una lingua cristiana che l'autore trova sorprendente in Tertulliano (p. 314), grande creatore sì, ma che nell'Africa cristiana della fine del II secolo, trovava un ambiente linguisticamente preparato. Sono noti, p. es., il carattere militaresco di certe espressioni tertullianee e il suo uso di formule giuridiche; ora, basta una lettura della *Passio Perpetuae* per mostrarci, in quell'ambiente, l'esistenza di espressioni tratte dalla vita militare con forte colorito gergale; (p. es. *deicere* 'persuadere all'abiura: sloggiare dalle posizioni occupate' (traggo l'esempio da una tesi della R. Università di Milano [1938], ancora inedita, del Dr. Ercole Pasini); quanto al formulario giuridico, esso è caratteristico di questi *Atti* e si trasmetterà con tenace tradizione a la tutta letteratura agiografica (vedi Maria Corti, *o.c.*, p. 188-196).

Le novità palesi apportate dalla lingua letteraria cristiana non saranno molte come afferma l'A. (p. 234), ma una ce n'è, profonda,

capitale, che meritava di essere posta in rilievo: l'inserzione — con prestigio tutto suo — del testo biblico nel canone della tradizione. Quanto l'autorità della dizione biblica contribuisca a far sì che gli autori cercassero nel latino una nuova freschezza ci dicono le *Locutiones* (cf. *Rivista di Filologia Classica*, 65, p. 361) e il *De doctrina christiana* di Agostino. Non direi infine (p. 243) che l'unità della lingua cristiana fosse ottenuta a prezzo di un restringimento di orizzonti e fondata sul tecnicismo della liturgia, o che il rivolgimento linguistico portato dal cristianesimo non sia paragonabile a quello operato sulle coscienze. L'universalità stessa del cristianesimo era la meno atta ad arrestare il processo di particolarismo nazionale che ormai minacciava l'unità del latino. Ma d'altro lato si ricordi che l'ultima espansione della latinità — e in Africa e in Gallia — è dovuta in qualche punto alla predicazione evangelica. Ed il valore interiore che si cela nel significato assunto da *refrigerium*, *mundus*, *quiescere*, *obdormire* ecc. traduce pure direttamente la rivoluzione delle coscienze, all'infuori di qualsiasi uso tecnico.

La « maniera » del D. spicca in tutte le sue caratteristiche nelle pagine dedicate alla morte del latino (p. 343-349): il distacco pieno fra lingua espressiva (cioè popolare) e lingua tecnica e letteraria avviene non per colpa della lingua parlata (sarà bene conservare qui la terminologia dell'A.) e nemmeno della lingua scritta, che pur si dimostra capace di rinnovarsi a suo modo, ma perchè è venuto meno il tramite tra l'una e l'altra, cioè quel quarto elemento dell'equilibrio linguistico che il D. chiama lingua dell'uso, elemento accentratore e uniformatore rappresentato da viaggiatori, militari e funzionari ecc. E questa vien meno perchè è cessata l'unità dell'Impero. « Nonostante tutti gli accorgimenti, si arriva sempre a constatare la indissolubilità dei legami che uniscono la lingua di Roma all'esistenza dell'Impero romano. » Dopo aver detto quindi con piena ragione che la lingua letteraria dura almeno fino all'VIII secolo (quando « non si può negare l'esistenza dell'aspetto 'espressivo' delle lingue romanze », p. 346), l'A. conclude che dal punto di vista della storia della lingua la sola data adeguata — se è necessario porne una — sarebbe quella del 476 d. C. Conclusione in sostanza assennatissima e giustissima, che tuttavia, una concezione della storia linguistica, più aderente al concetto di storia culturale, avrebbe permesso, se non m'illudo, di formulare in modo meno faticoso e rigido, con quella indeterminatezza di termini che esige il punto di vista linguistico. Quanto alla data, non era più semplice, applicando la formula del Meillet circa il mutare di lingua, dire che il latino muore, quando nasce nei parlanti il sentimento di servirsi di una lingua nuova? E siamo per le Gallie, con le solite

testimonianze di «romana lingua» ecc. precisamente all'ottavo secolo! Quanto al venir meno di quella che potremmo dire la borghesia linguistica dell'ultimo impero, esso meritava che l'A. si soffermasse più a lungo non per il tramonto della sua funzione unitaria, essendo questa conseguenza di condizioni storiche abbastanza note, ma soprattutto nel suo generico aspetto culturale. Il quale fu esso pure in sostanza un grande tramonto: bastava riprendere il libro del Roger sulla scuola nelle Gallie, riprendere le testimonianze che abbiamo sui limiti della cultura diffusa nell'aristocrazia gallo-romana — anche qui le condizioni delle Gallie sono particolarmente istruttive — bastava seguire sui testi e sui glossari il progressivo impoverirsi e schematizzarsi dell'insegnamento grammaticale e letterario e anche tecnico (si pensi al *corpus* degli ultimi agrimensori) per dare il suo vero significato al distacco fra lingua scritta e lingua parlata che riposa su un distacco dalle fonti vive della cultura classica ormai priva di contenuto, o troppo remota dalle masse per venire innovata. Il D. osserva (p. 334) che un segno dell'inaridirsi della lingua letteraria è fornito dall'incoerenza, dall'insincerità con la quale essa accoglie elementi nuovi. Il giudizio coglie il vero e con grande finezza, per ciò appunto meritava di essere sviluppato sulla base di quelle condizioni culturali che dicevamo: nel fatto che questa lingua non riesca più a piegarsi alle nuove condizioni e diventi, come dice il Devoto, una lingua-prigione, risiede appunto la ragione di essere di una storia linguistica del latino, distinta dalla storia culturale; tutto questo si poteva fare, ben inteso, senza uscire dai limiti di una cultura media, anzi mediocre assai, la cultura di quelli che il latino imparavano, sì e no, a scuola. In fondo il lapicida o il redattore di iscrizioni che, per la gioia di noi filologi lasciava scivolare tante innovazioni volgari — e quasi rammarchiamo che non fossero di più e più interessanti —, che per il maestro di scuola commetteva tanti spropositi, per conto suo commetteva semplicemente un errore fondamentale di stile o di tono che si voglia dire: dalle condizioni del tempo in cui vive egli è costretto ad adagiare il suo piccolo mondo (il compianto per un defunto, l'elogio di un cittadino che diede i fondi per ristorare l'acquedotto del villaggio) in un linguaggio monumentale fatto per un mondo diverso, ormai troppo grande per lui; di qui il suo aggrapparsi a formule viete o il forzarle violentemente, le due caratteristiche di squilibrio che si perpetueranno in tutta la più umile storia del latinetto medioevale. E con un testo come la *Mulomedicina* siamo in sostanza allo stesso squilibrio; in autori più dotti e cauti resterà solo la pedanteria e il disagio, qualche volta confessato, per la genericità di espressione offerta loro da una magra tradizione dalla quale non osano più allontanarsi. Si prenda, invece,

la *Peregrinatio Aetheriae* (p. 334–339) o la *Vita di S. Massimino* (Corti, o. c., p. 175–187) garbata epistola l'una, narrazione cristianamente modesta l'altra: la latinità dell'una e dell'altra non cerca altro modello che la Bibbia, modello di vita ad un tempo e di lingua: qui tutto corre pianamente, i volgarismi son tali soltanto per chi notomizzi questa lingua, ma per chi scrivesse o per chi semplicemente legge, si intonano perfettamente col carattere modestamente letterario dell'opera: qui non v'è disagio, qui è lingua viva. Vero è che tali posizioni culturali e linguistiche nell'estremo periodo dell'Impero erano oramai rare, nè di prestigio tale che potessero formare le maglie di una nuova tradizione.

Vero è soprattutto che di questa dissoluzione conveniva porre in rilievo un elemento positivo: la cosciente opposizione fra linguaggio letterario e quello dell'uso quotidiano pare una caratteristica immanente del latino: essa si colora variamente e, non viene mai meno, lungo tutta la sua storia e, chi sa! si presta forse a costituirne la trama più semplice e salda. Il purismo esclusivista e aristocratico — che è a fondamento di questa opposizione — esprime la funzione stessa di una lingua unitaria imposta a tanta parte del mondo antico, esprime l'ideale di ordine dell'età aurea, con esso armonizza meravigliosamente l'ideale retorico del mondo classico. Ma non si deve scordare che i principii stessi del latino hanno in sè qualche cosa di letterario: sul latino pesa sin dai primi albori, il maturo prestigio del pensiero greco, precisamente come quello del latino peserà sulle origini italiane. Ed è ancora nel rigido schema di questo purismo che l'universalità del latino trova la sua ultima forma.

Torino

B. A. Terracini.

★

GIUSEPPE MALAGOLI, *Vocabolario pisano*, Firenze, presso la R. Accademia della Crusca. 1939. 475 p.

In der *VRom.* 5, 315 haben wir das *Vocabolarietto del vernacolo pisano* (1937) angekündigt: heute liegt bereits mit vorbildlicher Promptheit das imposante fast 500 Seiten umfassende große Wörterbuch des alten und lebenden Pisanischen vor. Eine empfindliche Lücke der Regionalwörterbücher innerhalb der sprachgeschichtlich so bedeutsamen toskanischen Sprachlandschaft ist nun beseitigt: um so lebhafter regt sich jetzt der Wunsch, es möchte dieselbe Accademia della Crusca uns bald mit dem Wörterbuch des Florentinischen, Pistojesischen und des Senesischen überraschen, womit die Erforschung der sprachlichen Eigenart des toskanischen Sprachraums auf eine sichere Grundlage gestellt würde.

Die Leistung Malagolis ist aus einer jahrzehntelangen liebevollen Beschäftigung mit dem Pisanischen hervorgegangen, das er zwar nicht als Muttersprache beherrscht (cf. seine *Fonologia del dialetto di Novellara* [Reggio di Emilia], AGI 17, 29 ss.), aber wohl in jahrzehntelangem Aufenthalt sich angeeignet hat. Gegenüber dem für seine Zeit ausgezeichneten *Vocabolario lucchese* von J. Nieri (1902) zeichnet es sich aus: 1. durch etwas genauere phonetische Transkription; 2. durch häufigere Zitate älterer Textstellen; 3. durch umfassende Hinweise auf die etymologische Literatur; 4. durch erstmalige genauere Lokalisierung der pisanischen Formen des Contado; 5. durch eine stärkere Berücksichtigung der Redensarten. Das pisanische Wörterbuch Malagolis ist unentbehrlich für jeden Forscher auf dem Gebiet der italienischen Sprachgeschichte.

Die genaue Transkription der mundartlichen Formen ist beeinträchtigt durch gewisse Konzessionen an die offizielle Orthographie, worüber die *Avvertenze* (p. XVII–XIX) knappe Auskunft geben. Am empfindlichsten macht sich der Mangel einer Orientierung über eine genaue Abgrenzung des pisanischen Gebietes gegenüber dem Florentinischen und Senesischen bemerkbar; nicht weniger auch das Fehlen eines knappen «prospetto morfologico del pisano», denn die vor mehr als 50 Jahren erschienene verdienstliche *Morfologia pisana* von S. Pieri (AGI 12, 175–180) genügt heute nicht mehr. Die Morphologie des Verbuns ist, wie die Konjugationstabellen des Bandes VIII des AIS zeigen, formenreicher als Pieri und Malagoli, *Vocabolarietto*, p. 25, sie darstellen. Anzuerkennen ist, daß Malagoli Formen des AIS ebenfalls mit einbezieht: nur wäre es angebracht gewesen, in dem auf p. XIII gegebenen Verzeichnis der Quellen jene Ortschaften, die vor allem mit dem von Scheuermeier gesammelten Material sich im Wörterbuch einstellen, mit einem Verweis auf den AIS auszustatten (Castagneto, Carducci, Fauglia, Montecatini, Pitigliano, Pomonte). Es muß beigefügt werden, daß M. nur die ersten sechs Bände exzerpiert hat und auch diese mit merkwürdigen Lücken. Nach Kontrolle des Buchstabens L des *Vocabolario* stelle ich folgende mangelnden Verweise fest: *labbrata* 'schiaffo' (auch AIS 4, 828, P. 550). — *labbro*: Plurale; e *labbri* men comune le *labbra* (so auch AIS 1, 105). — *lamo* 'amo' (cf. ebenso AIS 3, 524, P. 541, 542, 550, 551). — *lampare* 'lampeggiare' (M. scheint das Wort außerhalb des Pisan. in der Toscana nicht zu kennen, cf. aber AIS 2, 391). — *lapa* 'ape' (cf. auch AIS 6, 1152). — *lappole* 'palpebre, ciglia'. Zu den Formen *léppole* war ein Hinweis auf AIS 1, 102 wünschenswert und ebenso bestätigt der AIS die Verwendung von *cigli*, *ciglia* in der Bedeutung 'sopracciglia'. — *lardo* 'strutto'; dieselbe Bedeutung ist auch AIS 5, 996 auf-

gezeichnet, ein Atlasband, den M. doch ausgezogen hat. — *làirima*. Fehlt Verweis auf *gràlìma*, das auch für P. 542 auf AIS 4, 731 belegt ist. — *legnaiolo* 'falegname', cf. auch die Belege AIS 2, 219. — *lellera* 'edera' AIS 3, 619. — *lemosina*, *rimosina*: fehlt Verweis auf AIS 4, 736. — *lèsina* (statt florent. *lès-*) wird auch durch AIS 4, 736 bestätigt. — *lèitite* 'cesso'; hier wäre ein Hinweis auf AIS 5, 871 wertvoll. — *lucciha* 'lucciola' ist auch auf AIS 3, 469 zu finden. — *lucio* 'tacchino'. Merkwürdig das Fehlen eines Hinweises auf Maccarone's bekannte Arbeit AGI 20, 12 und auch auf AIS 6, 1147. — *luccioni* 'grosse lagrime', cf. auch AIS 4, 731. — *lugola* 'ugola': die Form *nùgola*, AIS 1, 111. — *lumaone* 'lumacone': Die Bedeutung 'lumacone' läßt den Leser nicht vermuten, daß es sich um die species 'lumaca nuda' handelt, während *lumaca* in den Orten, wo *lumacone* bezeugt ist, die 'Schnecke mit dem Gehäuse' bezeichnet. Es kostet offenbar Malagoli immer noch eine gewisse Überwindung, einem nichtitalienischen wissenschaftlichen Unternehmen gerecht zu werden.

Bietet der AIS auch Wörter, die bei Malagoli fehlen, da dem italienischen Gelehrten der 7. und 8. Band noch nicht zur Verfügung standen? Einige mögen hier folgen: *raspio* 'tridente' (AIS 7, 1413, P. 541). Die Bedeutung von *manicchia* 'mancherons de la charrue' AIS 7, 1435 ist bei Malagoli nicht gebucht; *balzo* 'covone' (AIS 7, 1454) wie *maržello* '4-5 manipoli de grano' AIS 7, 1456, P. 570 sind den Maschen des von Malagoli ausgeworfenen Netzes entslüpft.

Jede Zeichnung (z. B. des coreggiato, falcione, frullino, der coltrina, der chiostra, der pila usw.) fehlt dem Wörterbuch: der vor vierzig Jahren erhobene Ruf Schuchardts nach bebilderten Wörterbüchern findet leider immer noch ein schwaches Echo.

Das Werk Malagolis bleibt eine große Leistung. Man darf ihn zu dem Abschluß seines Wörterbuches warm beglückwünschen.

J. J.

★

C. AZIMONTI, *Linguaggio busticotto*, Busto Arsizio, Industria d'arti grafiche P. Pellegaia, 1939. 135 p.

Einige der wesentlichen Züge der lombardischen Mundart von Busto Arsizio, heute eine bedeutende industrielle Nachbargemeinde Mailands (mit über 25 000 Einwohnern), hat bereits Ascoli, AGI 1, 295, 301, 306, 307 festgestellt: 1. tanto : *tent*, mil. anch : *ench*, mil. pan : *pen*. 2. mil. fin, molin : *fen*, *moren*. 3. -v- eingeschoben zur Hiatusstilgung: mil. strada, conciada : *strava*, *conciava*. Salvioni fügt in seiner *Fonetica del dialetto moderno*, p. 189

de Milano

hinzu: 4. Neigung, lat. -e und -u in demselben Auslautsvokal zusammenfallen zu lassen: it. galante, caldo : *galentu*, *coldu*. 5. Fall des -r- < -l-: mil. sta pora sciora : *sta poa scioa*. 6. Den Fall des -v- verzeichnet Azimonti in seiner Einleitung des Wörterbuches: mil. nevod : *naudu*. Zwei dieser Charakteristika (Nr. 1, 3) finden sich, soweit ich sehe, nicht mehr in unserem Wörterbuch durch Beispiele vertreten, wohl aber treten Beispiele auf für 2., 4., 5., 6.: it. molino : *muñ* (< morin); malata : *maàa*, miele : *mea*, signore : *sciui*; noce : *nusu*, nipote : *naudu*; rapa : *raa*, caviglia : *caigia*. Im AIS steht der Mundart von Busto Arsizio sehr nahe der P. 250 (Biate, com. di Magnago): *muē* 'molino', *rā* 'rapa': Spuren der Unsicherheit des Auslautvokale lassen sich nachweisen in *verdu* (m.) 'verde' (bustic. *verdu*), *grandu* 'grande' (zu den Auslautvokalen cf. *VRom.* 2, 304).

Das Wörterbuch ist mit erheiternden Skizzen ausgestattet, die allerdings selten sachlich auszuwerten sind. Der Wert des Wörterbuches liegt in der genauen Lokalisierung des ortsüblichen Wortschatzes, der so das Wörterbuch von Cherubini ergänzt; ferner in der Mitteilung der Konjugation der Verben: essere, avere, sapere, volere, andare, venire, abbrancare, chiappare, baciare, bere, dormire, morire, fare, lavorare, lacerare, volare, mozzare, tagliare, vincere, tenere, filare, tessere, scorgere, soffrire, torcere, zofolare, aprire. Die Zusammenstellung der Familiennamen, der mannigfachen Koseformen der Vornamen, der Übernamen, wie der ortsüblichen Form der Zahlwörter sind willkommene Beigaben. Ich setze nebeneinander die Namen der Wochentage in Busto Arsizio und des P. 250 des AIS (letzte in vereinfachter Transkription): *lünedi* : *lünidi*; *martedi* : *martidi*; *merculedi* : *merculdi*; *giuedi* : *giüidi*; *venerdi* : *vernadi*; *sábutu* : *sábutu*; *dumini-ga* : *duminiga*. Wo die stadtmiländische Form (P. 252) im Gegensatz zu Busto Arsizio steht, stimmt die Mundart des P. 250 meistens mit Busto Arsizio überein.

J. J.

★

LADISLAS GÁLDI, *Les mots d'origine néo-grecque en roumain à l'époque des Phanariotes*. Magyar-görög tanulmányok szerkeszti Moravcsik Gyula, 9. Budapest 1939. Kir. M. Pázmány Péter tudományegyetemi görög Filológiai intézet. 270 p.

On comprend par « époque des Phanariotes » dans l'histoire des Roumains la période qui va de 1711 à 1821 et au cours de laquelle les Principautés de Moldavie et de Valachie furent gouvernées par des hospodars grecs descendants pour la plupart des familles nobles

qui après la prise de Constantinople étaient entrées au service des sultans turcs et habitaient dans cette ville le quartier du Phanar. C'est une époque qui n'a laissé que de mauvais souvenirs aux Roumains et à laquelle l'historiographie roumaine, en général, reconnaît à peine deux qualités: 1^o d'avoir été un petit prélude, dans la culture roumaine, des puissantes influences occidentales, française et italienne, du siècle suivant (le XIX^e); et 2^o d'avoir tenté quelques réformes sociales utiles mais dont aucune ne fut menée à bonne fin. Une forte influence — qui à cause du mauvais souvenir laissé par le régime phanariote aux Roumains, a été détestée par eux à l'époque même où elle s'exerçait et envers laquelle l'historiographie roumaine n'est elle-même, en général, pas plus indulgente, encore que la dite influence réussît pourtant à s'infiltrer dans presque tous les domaines de la vie roumaine de cette époque — fut l'influence néo-grecque exercée par les hospodars et leur entourage grec: fonctionnaires (même des ministres), marchands, moines, professeurs, etc.

M. Ladislav Gáldi a étudié l'influence néo-grecque exercée, à cette époque, sur la langue roumaine. Puisant minutieusement dans la plupart des textes de l'époque, l'auteur trouve un nombre de 1100 mots néo-grecs (à peu près 800 noms et 200-300 verbes) entrés dans la langue roumaine pendant les 110 ans de l'époque des Phanariotes, — mots que M. Gáldi étudie soigneusement au point de vue phonétique, morphologique, sémantique, ainsi que du point de vue de leur extension et de leur circulation et que, dans la deuxième partie de son étude, il nous présente dans un glossaire consciencieusement établi. La plupart de ces mots se rapporte à la vie de l'Etat (administration, juridiction), à la vie sociale, intellectuelle et religieuse. Il y en a très peu qui se rapportent à la vie matérielle, (commerce, industrie) et à la vie militaire, dont les terminologies étaient à cette époque, en néo-grec même, d'origine turque. La grande majorité de ces 1100 mots sont entrés en roumain dans les derniers 50 ans seulement de l'époque phanariote. Ils sont entrés dans le roumain — comme nous le montre l'auteur — la plupart par la langue écrite, par l'administration et par l'école. Il y en a très peu qui soient entrés par la conversation. A partir de 1821, l'année de la réaction par les armes contre le régime phanariote, jusqu'à 1830, c'est-à-dire en une durée de 9 ans seulement (!), la plupart de ces 1100 mots disparaissent, — c'est la constatation de l'auteur lui-même. Ce phénomène linguistique est tout à fait intéressant mais, dans le cas qui nous concerne, il n'est pas très curieux: mots d'une époque dont le régime était aussi peu populaire et qui ont disparu avec lui. Dans la langue roumaine d'aujourd'hui, en divers textes modernes, M. Gáldi

retrouve encore environ 150 de ces 1100 mots, employés, en général, dans le langage familier et plutôt dans un sens ironique et péjoratif. En ma qualité de Roumain — et mon cas, je le crois être le même pour la plupart des mes compatriotes — j'avoue que j'utilise — mais en de très rares occasions seulement — une trentaine des 150 mots de M. Gáldi (donnés à la p. 87).

Les choses en étant là, M. Gáldi est sans doute injuste quand il accuse, comme il le fait dans l'introduction de son étude, les linguistes roumains de perdre trop de temps à étudier le fonds latin de leur langue et de n'avoir pas étudié de plus près l'influence phanariote (ni d'autres influences, celle du hongrois par ex.). Sans aucun doute, l'étude de cette influence phanariote est importante car elle offre aux linguistes le phénomène intéressant d'un emprunt massif fait par le roumain au néo-grec dans un laps de temps si court, mots qui disparaissent, pour la plupart, immédiatement après, tout d'un coup. Mais l'élément latin est la base même de la langue roumaine. Depuis 2000 ans il a la même extraordinaire vitalité. Son étude pose donc une infinité de problèmes intéressants! Je me permettrais de faire encore deux observations à l'ouvrage de M. Gáldi: 1^o pourquoi — et cette observation est valable pour tout le petit groupe des jeunes roumanisants de Budapest — s'il admet, en parlant des dialectes roumains, les dénominations de méglénite et aroumain, il n'admet pas celle de dacoroumain qui est depuis tout aussi longtemps consacrée dans la linguistique roumaine et romane? Il lui préfère une dénomination vague de « roumain septentrional ». 2^o Pourquoi, dans un ouvrage de science écrit en français, il préfère, au lieu des noms roumains et officiels des villes de Transylvanie, les noms désuets hongrois de Nagyszeben pour Sibiu, Nagyvárad pour Oradia, Naszód pour Năsăud, etc.? Je fais cette observation uniquement parce que ces noms désuets causent, pour la plupart, une confusion chez les lecteurs d'aujourd'hui, qui pour les identifier sont obligés de s'adresser à des cartes du commencement de ce siècle.

Cluj.

Dimitrie Macrea.

★

MAX L. WAGNER, *Historische Lautlehre des Sardischen*, ZRPh. Beih. 93. Max Niemeyer, Halle a. S. 1941. 344 p.

Im Jahre 1907 veröffentlichte M. L. Wagner seine 79 Seiten starke Lautlehre der südsardischen Mundarten, in der die Ergebnisse einer ersten Mundartaufnahme ganz Südsardiniens niedergelegt sind (cf. R 37, 459). Diese an Material und Ausblicken reiche Erstlingsarbeit war für die Forscher, denen ein Aufenthalt

in Sardinien versagt blieb, ein ständiger Begleiter in allen Fragen der sprachlichen Gliederung Zentral- und Südsardiniens. Es ist Max L. Wagner vergönnt, uns heute eine erweiterte und meisterlich ausgereifte zweite Auflage seiner Dissertation zu schenken, die nicht nur alle sardischen Mundarten umfaßt, sondern auch das Altsardische großzügig miteinbezieht. Der 290 Seiten starke Band, der Fritz Krüger und Gerhard Rohlfs zugeeignet ist, bedeutet bei der Wichtigkeit des Sardischen für alle interromanischen Probleme einen Markstein, der ein halbes Jahrhundert sardischer Mundartforschung abschließt und neue Wege in die Zukunft weist. Nach der groß angelegten Morphologie des Sardischen, die M. L. Wagner uns kürzlich in der *ID 14*, 93 geschenkt hat, bleiben noch als Desiderata: die Wortbildungslehre, die Syntax und das etymologische Wörterbuch des Sardischen. Alle diejenigen, denen Wagners wissenschaftlicher Tiefblick und Weitblick immer wieder ein neues Erlebnis bedeutet, gehen wohl in dem Wunsche einig, er möge uns als unbestrittener Meister der mediterranen Sprachforschung von Rom aus noch die fehlenden Abschnitte über das Sardische schenken.

Die Darstellung Wagners berücksichtigt alle Veränderungen des Sardischen, aber besonders eingehend die typischen sardischen Erscheinungen. Man beachte den Abschnitt über die Frage der Erhaltung von lat. *kei* im Zentralsardischen (§ 105 ss.), die neue Umarbeitung des schon in seiner Lautlehre der südsardischen Mundarten hervorragend behandelten Problems über die Wörter, die anlautend und inlautend *-th-* im Altlogudores., *-z-* im Altcampidanese. aufweisen (§ 166 ss.), das Kapitel über Konsonanzsatz und Konsonanzschwund (§ 395 ss.), Assimilation und Dissimilation (§ 413 ss.), die Metathese (§ 417 ss.), Kurzformen und kindersprachliche Neubildungen (§ 439 ss.), den ganz neuen Abschnitt über die lautliche Behandlung der Fremdwörter (§ 447 ss.), aber auch umfassende Schlußbetrachtungen über das Sardische in seinem Verhältnis zu den übrigen romanischen Sprachen: all diese Kapitel beweisen jene wirklich hervorragende Gabe, aus der genauesten Kenntnis der Tatsachen heraus die Probleme in die richtige Perspektive zu rücken und der Forschung so neue Wege zu weisen.

Einem außenstehenden Einzelgänger, der nicht auf eigene sardische Mundartaufnahmen zurückgreifen kann, bleibt nur eine geringe Nachlese vorzulegen übrig.

Neben dem ertragreichen Einleitungskapitel « Betonung » wäre dem Leser ein weiteres über die Quantität der im Sardischen in offener und geschlossener Silbe stehenden Haupttonvokale willkommen gewesen. Neulich haben Frings und v. Wartburg die

Frage aufgeworfen, ob die Längung aller lateinischen Vokale in offener Silbe (*mēl*, *fīde*, *bōnu*, *gāla*) nicht eher auf fränkische resp. langobardische Einwirkung zurückzuführen sei. Wenn ich v. Wartburg richtig verstehe, so postuliert er für das Nordfranzösische zwiefache Längung von *fīde*: eine vlat. Längung im 5. Jh. (cf. *ZRPh.* 56, 30) und eine zweite neue besonders kräftige Längung in Nordfrankreich (zweite Hälfte des 5. und 6. Jh., *ZRPh.* 56, 32–33). Frings hingegen (*ZRPh.* 59, 277 ss.) möchte die ganze Längung der offenen Vokale auf das Konto des Germanischen setzen, während Kuen (*ZFSL* 58, 501) dazu neigt, die Entstehung des Gegensatzes der kurzen und langen Vokale überhaupt dem Germanischen zuzuschreiben. Bei dieser Sachlage mag es immerhin einmal interessant sein festzustellen, daß die jeglichem germanischen Einfluß entrückten Mundarten Sardinien — nach den Aufzeichnungen Wagners — den Unterschied von Länge und Kürze der Vokale in offener und geschlossener Silbe festhalten, also wohl sicher den vulgärlateinischen Sprachzustand widerspiegeln: Bitti (P. 938): *mēle* < MĒL(E) 'miele'; *pīlu* < PĪLU 'pelo'; *su vōe* < BOVE; *ōvu* < OVUM (it. *uovo*); *lapiōlu* 'caldaia' (< LAPIDEOLU); *gūya* < *JUGA (durch Metathese der Kons.) < JŪBA 'Mähne'; *rūgu dess' ōvu* 'torlo dell'uovo' (< RUBEU)¹. Man ist so versucht, die Längung der Vokale in offener Silbe vielleicht vor die Zeit des Zusammenfalls von *i* und *ē*, *ē* und *ō* anzusetzen, die ja das Sardische bekanntlich nicht mitmachte. Und es mag gleich hier noch eine Bemerkung hinsichtlich der von v. Wartburg vorgetragenen Hypothese erlaubt sein. Bei der Annahme, eine durch fränkischen Einfluß herbeigeführte übersteigerte Längung von lat. *e* *o* in offener Silbe sei der Ausgangspunkt der Diphthongierung zu *ei* (*FIDE* > *fei*, *COLORE* > *colour*), hat man Mühe sich vorzustellen, welchem deutschen Einfluß das Rätoromanische Graubündens, die Leventina und das Piemont ihre Diphthonge (*teila* < TELA, *flur*, [*fyur*] < *flour*] < FLORE) verdanken, die doch auch an die offene Silbe gebunden sind. C. Battistis immer wiederholte, aber durch nichts gestützte Auffassung, die Diphthongierung im Rätoromanischen sei jung, wird schon widerlegt durch die *ON Bleis* im St. Galler Oberland, *Bleisa* in Seewis (Prätigau), *Bleisa* (Says, unterhalb Chur) aus Gebieten, die zwischen 10. und 14. Jh. verdeutscht wurden: der Diphthong entspricht dem surmeir. *Blecs* (< *bleis*), oeng. *Blais(a) ON*, die alle auf ein vorroman. Appellativ *BLESU, *BLESA zurückgehen (cf. *BDR* 3, 4 und Scheuermeier, *Höhle*, p. 119). Ebenso spricht für eine alte

¹ Aber kurze Tonvokale in den sard. Deszendenten von CASTELLU, CIRC(U)LU usw.

Diphthongierung die Form *Renium* im Testament des Tello (a. 765) (cf. *VRom.* 5, 318): *renium* ist Latinisierung von gesprochenem *rein* mit nachträglicher Palatalisierung des finalen Nasals unter Einfluß des zweiten Bestandteiles des Diphthonges (cf. *PLENU* > *plein* > *pleñ*, cf. Gartner, *Gramm.*, p. 184, *RHENU* > *rein* > *Regn*). Latinisiertes *Renium* (< *reñə*) besteht neben der offiziellen Form *Renum* in derselben Urkunde. Also handelt es sich um eine sehr weit zurückliegende rätoromanische Diphthongierung!

Doch kehren wir wieder zum Sardischen zurück. Fast in jedem Kapitel der Lautlehre bringt Wagner neue Einsichten, die auch für das Allgemeinromanische bedeutsam sind. Ich erlaube mir einige Punkte aufzugreifen, zu denen ich mich gelegentlich früher geäußert habe und zu denen neuerdings Stellung zu nehmen daher nahe liegt. — p. 166–185: Wörter, die altsard. mit *th* (logudores. *θ*, *t*, campid. *z*) aufweisen: *thiu*, *θiu*, *tiu*; *ziu* 'Onkel', *puthu*, *puθu*, *puttu*; *puttsu* 'Brunnen'. Die Anzahl der hierher gehörigen vorromanischen und lautmalenden Wörter ist besonders groß. Unter den in *R* 37, 463 und 43, 453 beigebrachten Beispielen beanstandet Wagner das log. *tukkare*, campid. *tsukkai*, das er mit 'vorwärtsdrängen, aufbrechen, anfangen sich zu bewegen' übersetzt. Er ist mit mir einverstanden, *tukkare*, *tsukkai* in der Bedeutung 'vorwärtsdrängen' zu span. *chocar* 'stoßen' zu stellen, trennt aber aus semantischen Gründen ab ein log. *tukkare*, campid. *tsukkai* mit der Bedeutung 'anfangen sich zu bewegen, aufbrechen', für das der toscan. Imperativ *tocca!* 'cammina, va via' vorbildlich sei. Indessen dürfte diese Trennung m. E. kaum empfehlenswert sein: *EXMOVITARE heißt im ganzen Frankoprovenzalischen 'partir, se mettre en mouvement', aber auch Morvan *émouder* 'exciter', Ambert *eimoudá* 'jeter le trouble dans un milieu (p. ex. dans un nid de taons)', St-Pierre de Chignac *amoudá* 'activer les bœufs' (Guillaumie), was genau zu den Bedeutungen des obigen sardischen Verbums stimmt.

In *R* 37, 463 hatte ich zu Bitti *θonka* 'assiuolo' ein span. *choncar* 'choucas' gestellt, das M. L. Wagner zweimal als nicht existierend bezeichnet: cf. aber Franceson s. *choncar* und Sainéan, *ZRPh. Beih.* 1, 102. — Zu *θunkiare* (p. 111) gehört wohl auch als logudoresisches Lehnwort Alghero *tunchiá* *AGI* 9, 358. — Zu log. *toa* 'Weide' auch bei Penzig zitiertes Alghero *toa* 'salix viminalis'. Zu letzterem, das nach Ausweis des campid. *tsóa* ein altsard. **thoa* voraussetzt, könnte man sich fragen, ob dasselbe vorromanische Wort steckt in bask. *zu-me* 'Weide' und mit demselben Anlautskonsonanten, aber verschiedenem Vokal und inlaut. Konsonanten: Castro dei Volsci *zute* 'vetrice', salmantino *zade* masc. 'especie de mimbre, de tallos delgados que se cría en las márgenes de los ríos y regatos', bask. *zaliga*, *zaica* 'osier sauvage'. — Auch die

merkwürdige Übereinstimmung der Anlautsilbe *tsor(ómpis)* 'Eidechse' mit arag. *sar(gantana)*, bask. *sur(angilla)* (cf. bei Rohlf's, *Gascon*, p. 22, noch weitere stärker abweichende Formen) muß auffallen. — Bei log. *ðalāu, talāu, telāu* 'Kleie' denkt Wagner an eventuellen Zusammenhang mit bask. *zalauts* 'Gerberlohe' (Lhande), aber noch näher liegt Verknüpfung mit der baskischen Bezeichnung für Schuppen auf dem Kopf (cf. lat. *furfur* 'Kleie' und 'Schuppen auf dem Kopf' REW 3595): *zal(gi)* 'pellicules, crasse de la tête', *zalakar* 'péricarpe du blé; croûte de la peau après une maladie; gale', die doch kaum von *zai, zahi, zagi* 'son, péricarpe du blé qui est broyé par la mouture...; pellicules, crasse farineuse de la tête' zu trennen sind (cf. auch *zolda*; zum lautlichen Verhältnis: *zaliga, zaika* 'Weide'). — p. 18: Für log. *ispréku* < *spēculu* 'Spiegel' neben campid. *sprigu* setzt Wagner Einmischung des Suffixes -*iculu* an: dann muß aber dieser Vorgang weit hinauf reichen, da altprov. *espelh* (mit geschlossenem *e*) bezeugt ist, span. *espejo* gegenüber *viejo* ebenfalls auf **SPECULUM* [also geschlossenes -*ē*-] zurückgeht. — p. 162: Gegen **UNFLARE* (cf. auch caltagiron. *unčari*, Cremona 48) als Kreuzung von *INFLARE* + *CONFLARE* spricht aprov. *uflar* (neben *enflar, esflar*), das zu *enfern, ifern, ufern* zu stellen ist. Es handelt sich wohl eher um vlat. *i(N)FERNU* (cf. surselv. *uffiern*) mit Labialisierung des vortonigen Vokals -*i*- > -*u*-: **UNFLARE* ist eine Kompromißform zwischen hochlat. *INFLARE* und volkslat. **IFLARE* > **uflare* (cf. auch béarn. *uflá*, Gers *unflá* und ALF 462).

Acht Lautkarten, ausgezeichnete Wortverzeichnisse schließen den starken Band ab, den der Forscher in seiner Handbibliothek immer wieder mit reichstem Gewinn konsultieren wird. J. J.

★

MENA GRISCH, *Die Mundart von Surmeir (Ober- und Unterhalbstein)*. Beitrag zur Kenntnis einer rätoromanischen Sprachlandschaft. *Romanica Helvetica* 12. Max Niehans Verlag, Zürich-Leipzig und Librairie E. Droz, Paris 1939.

Als geologisches Fenster bezeichnet die Naturwissenschaft einen Geländeabschnitt, in dem sich die Gesteinsschichten in richtiger chronologischer Lagerung an der Erdoberfläche zeigen. Das treffende Bild ist auch auf die Sprachwissenschaft anwendbar; auch hier gibt es Sprachlandschaften, in denen alles durcheinander gewühlt zu sein scheint und daneben andere, die den geübten Beobachter die Entwicklungsgeschichte der Mundart mit seltener Klarheit erblicken lassen, Fenster, durch die man in sonst verhüllte Phasen der sprachlichen Entwicklung hineinsehen kann.

Die hervorstechendsten lautlichen Merkmale des Rätoromani-

schen: die Palatalisierung des *c* vor *a*, des *l* und *n* in der Nähe von *i*, die starke Diphthongierung aller Vokale, die Verhärtung der Diphthonge, verbunden mit einem zähen Konservativismus auch in morphologischer und lexikologischer Hinsicht, das sind Charakteristika, die in den meisten bündnerromanischen Tal-schaften nicht gesamthaft vorkommen, sondern infolge der in ihrem Ursprung und in ihrem Wesen noch zu wenig abgeklärten Regression, bald dieses bald jenes Phänomen stärker erfassend, wieder rückgängig gemacht und ausgetilgt wurden. Man denke z. B. an den Ersatz von rät. *č* durch *k* in der Surselva, von rät. *au* < *a* vor *n* durch *a* im Unterengadin, usw. Den in gewissem Sinn zersetzenden Tendenzen des lautlichen Habitus haben die Mundarten von Surmeir, d. h. des Albulatals und Oberhalbsteins, am stärksten zu trotzen vermocht. Hier findet man nicht nur alle Diphthongierungsmöglichkeiten von *i* und *o* auf engstem Raume aus einem chronologischen Nacheinander prachtvoll in ein geographisches Nebeneinander aufgelöst (z. B. *fīlu* > *fil*, *fēil*, *fēil*, *fekl*, *fōil*; *colōre* > *kalūr*, *kalōur*, *kalōur*, *kaláur*, *kalōkr*, *kaléur*), sondern auch die Palatalisierungsgesetze in seltener Treue erhalten. Eine gesamthafte Darstellung der Mundart des Surmeir war deshalb eine unabweisbare Forderung, um so mehr als die peripheren Gebiete Romanisch Bündens (durch Monographien für Mustér, Domat, Beiva, Schlarigna, Sent, Müstair) wenigstens in lautlicher Hinsicht gut erforscht sind und eine Vertiefung der gewonnenen Erkenntnisse, wie sie in Luttas meisterhafter Darstellung des Dialekts von Bergün zusammengefaßt sind, in erster Linie eine bessere Erforschung Mittelbündens voraussetzt.

Dank den großangelegten phonetischen Aufnahmen, die Dr. R. v. Planta durch J. Luzi für 89 bündnerische Gemeinden bereits im Jahre 1904 durchführen ließ (cf. dazu *DRG* I, 13), stand zwar den bündnerischen Dialektologen seit Jahren ein unschätzbares sprachliches Material in Form von handschriftlichen phonetischen Tabellen zur Verfügung. Es beschränkte sich aber vornehmlich auf das rein Lautliche und war zudem nur wenigen Romanisten zugänglich. Der *AIS* berücksichtigt vier Ortschaften des Surmeir (inklusive Bergün). Angeregt durch Dr. R. v. Planta und begleitet von Prof. J. Jud entschloß sich Dr. M. Grisch zur systematischen Erforschung des Surmeirischen. In einer rund 300 Seiten starken Monographie liegt nun das Ergebnis ihrer Untersuchungen vor.

Außer Luzi, *Lautlehre der sutselvischen Dialekte*, konnte sich Grisch für die Anlage ihrer Arbeit in manchen Teilen auf keinerlei nennenswerte Vorbilder stützen, da die übrigen Monographien immer die Mundart einer einzigen Gemeinde behandeln und, mit Ausnahme von Lutta, zur Hauptsache auf die Darstellung der

Phonetik sich beschränken. Um so mehr muß man anerkennen, daß die Verfasserin in manchen Fällen mit Geschick neue Darstellungsmethoden anwendet: bei der Korrektur der Druckbogen war ihr F. Fankhauser ein kluger Berater.

Als ursprüngliches Ziel ihrer Monographie bezeichnet die Verfasserin die Untersuchung «der Stellung des Surmeirischen zwischen Surselvisch und Engadinisch und die sprachliche Gliederung innerhalb des surmeirischen Mundartgebietes». Es entspricht dieser Zielsetzung vollkommen, wenn vom üblichen bei der Darstellung lautlicher Fakta angewandten Schema Abstand genommen wird, indem allgemein rätische, genügend bekannte Tatsachen des Vokalismus und Konsonantismus übergangen werden, um dafür bei den typisch surmeirischen Merkmalen eine reiche Fülle von Material auszubreiten und zu beleuchten. Niemand wird das Fehlen langer Belege für die Entwicklung von *a* vor oralen Konsonanten (*a* nach Palatal und vor *n* wird ausführlich untersucht) oder der Anlautskonsonanten *b*, *p*, *f*, *v* usw. vermissen. Was darüber zu sagen gewesen wäre, deckt sich mit den seit Ascoli bekannten und in den früheren Dissertationen hinreichend belegten Gesetzen. Trotz dieser bewußten und durchaus berechtigten Auswahl des Typischen, ist Grischs Monographie weit mehr als ein Versuch zur Klärung der Stellung des Surmeirischen zwischen Engadinisch und Surselvisch. Die in § 15 (p. 23–28) gebotene Übersicht über die «Verhärtung der Diphthonge» zeigt diese Erscheinung zum erstenmal in jener Übersichtlichkeit, die zur Erkenntnis der Biologie dieser merkwürdigsten aller Entwicklungen des rätischen Vokalismus notwendig ist. Besser als durch die Tabelle p. 26–28 kann man die geographische Verbreitung und phonetische Bedingtheit der Verhärtung nicht darstellen¹. Eine Deutung der Verhärtung des Di-

¹ Die frühere Verbreitung der *k*-Diphthonge läßt sich aus den Sprachdenkmälern nur in äußerst wenigen Fällen erschließen. Weder TRAVERS noch BIFRUN schreiben je *mücr*, *dücr*, *trict*, *bocf* (wohl aber bereits ALYSCH in seiner Reimchronik, 16. Jh.: *digs* 'Tage', *vigff* 'lebendig'; cf. *ZRPh* 9, 335 ss., v. 157, 167, 172, 353, 672, 676). Auch der Bergünener SCHALCHET, im Gegensatz zur *Susanna* (cf. LUTTA, p. 319), meidet sie konsequent. Die wenigen mir bekannten weiteren Belege stammen aus Rechtsquellen, die von ungeübteren, sprachlich wenig gebildeten Notaren aufgezeichnet wurden (cf. beispielsweise *AnSR* 50, 265: *Giogsch*). Auch die Flurnamen, die oft mit größerer Treue alte Lautstufen erhalten, tragen sehr wenig zur Erkenntnis der einstigen räumlichen Ausdehnung des Phänomens bei. Es sei hier erinnert an *Crox* in Mutten, das wohl aus *croesch* < *CRUCE* hervorgegangen ist, und, was weit aufschlußreicher wäre,

phthongs gibt Grisch ebenso wenig wie Lutta und Walberg. Ein Versuch hiezu wäre wohl noch verfrüht und verlangt vorerst eingehenderes Studium des laryngalen Vokalverschlusses vor Konsonant, wie er am ausgeprägtesten in Sumvitg-Trun in Erscheinung tritt (*ma·t*, *fa·č*, usw.; cf. dazu Gartner, *Gram.*, Einl. XIX; AIS, Einführungsband, p. 29). In diesem Phänomen scheint mir die Grundtendenz zu liegen, aus der sich die Verhärtung entwickelt hat.

Mit viel Liebe und Sorgfalt ist besonders die bedingte Palatalisierung von A, AU nach palatalem Konsonanten, sowie die damit eng verknüpfte Entwicklung des anlautenden c behandelt. Für das Studium dieses Phänomens sind die Verhältnisse im Surmeir (und Schons-Tumliasca) geradezu ideal, von einer ungeahnten, fast verwirrenden Mannigfaltigkeit (cf. z. B. die Zusammenstellung p. 54), doch, was schon Lutta (z. B. § 25, p. 127–133) beachtet hat, zugleich sich Gesetzen unterordnend, die einmal in den Hauptzügen gesamträtisch gewesen sein müssen. Scharfsinnig gesehen und fesselnd dargestellt ist vor allem der Abschnitt über die Palatalisierung von sek. AU aus -ATU, -APU. Grischs Ansicht, die Monophthongierung dieses AU müsse recht spät erfolgt sein, findet durch einige Relikte im Unterengadinischen eine eklatante Bestätigung, nämlich durch CAPU > čĕ, und durch den Flurnamen *sñe* in Tarasp aus älterem *Singaw* (cf. Schorta, *Müstair*, p. 82). Diese Formen beweisen aber m. E. auch, daß die Palatalisierung des A über *ia* > *ĕa* > *ĕx* gegangen ist. Aus CAPU wurde also *čĭavu* > *čĕavu* > *čĕxw* > *čĕa*, surmeir. *čĕx*, eng. *čĕx* > *čĕ*. Wie spät diese Entwicklung ihren Abschluß fand, bezeugen wohl die Formen *Singaw* Ende des 14. Jh.s, für heutiges *sñe*, sowie die Form *čĭaw* < CAPU im Münstertal.

Einen besondern Hinweis verdient auch die Tabelle auf p. 62, die der Illustration der Diphthongierung in Bünden gewidmet ist, sowie die anschließende ausführliche Beleuchtung der einzelnen Diphthonge. Die plastische Wirkung dieser Paragraphen wird wesentlich bedingt durch die reichliche Dokumentierung der Verhältnisse des 18. Jh.s anhand der in der Einleitung p. XIII s. genannten Katechismen. Als erste hat M. Grisch, soviel ich sehe, für ein größeres Mundartgebiet die Monophthongierungstendenzen eingehend studiert und beschrieben. Die von Mon¹ ausgehende

Giuf, ehemals bewohnte Maiensäße in Domat, deutsch *Jux*, dessen -*ks* nicht auf JUGU + s zurückgehen kann, sondern auf *Jugfs*. Letzterer Name würde also die Verhärtung auch für das Altchurerische erweisen.

¹ Man wäre übrigens der Verfasserin dankbar gewesen, wenn sie irgendwo dem Leser erklärt hätte, wieso gerade diese Mundart als

Monophthongierung hat sich durch Vermittlung der Schule in Sotgot fast ganz durchgesetzt und steht im Begriffe, auch in Surgot sowie in den Kreisen Alvaschein und Belfort einzubrechen, so daß heute sowohl *ščězj*, *ušljar*, *mzdjar* als *sězj*, *škóžčz*, *kúzrt* vor den monophthongierten Formen *ščěj*, *ušlir*, *mzdír*, *sět*, *škóčz*, *kūrt* weichen. Diese sonderbare, in gewissem Sinne regressive Entwicklung, die in der Surselva und im Oberengadin schon als abgeschlossen betrachtet werden kann, vollzieht sich hier also erst in unseren Tagen, dafür aber mit viel größerer Intensität, so daß im klassischen Gebiet der Diphthonge Formen wie *kolm*, *kūrt* entstehen, denen in den viel weniger konservativen Randgebieten noch *kuolm*, *kuort* usw. gegenüberstehen. Man kann nur schwer der Versuchung widerstehen, die hier von Grisch angebahnte Diskussion auch für das Oberengadin aufzunehmen, wo eine reiche Fülle von Texten für volle vier Jahrhunderte die Erforschung einer Entwicklung gestattet, die in Surmeir durch Grisch heute mit der Präzision des beweglichen Lichtbildes festgehalten werden konnte. Auch für die Surselva (Lumnezia, Sutsassiala) wäre dank der Aufnahmen von Luzi das Studium der Monophthongierung im Lauf der letzten vierzig Jahre noch möglich.

Bei der Darstellung der Sprache eines größeren Bezirkes drohen alle diejenigen Phänomene der Dorfmundarten zu verblassen, die sich nicht oder nicht genügend stark in größere Zusammenhänge einreihen lassen. Gerade der individuellste Teil der Mundart, derjenige, durch den jeder Talbewohner seine Zugehörigkeit zu dieser oder jener Gemeinde verrät, schlüpft durch die Maschen. Man liest deshalb nach dem Überblick über die Sprache von Surmeir im allgemeinen, die einzelnen, den Dorfmundarten gewidmeten Kapitel mit besonderem Interesse und wird dadurch bestärkt im bereits gewonnenen Eindruck, daß sich hier auf engstem geographischen Raum eine Mannigfaltigkeit der Formen und Aspekte vor dem Beobachter ausbreitet, wie sie in anderen Sprachlandschaften nur auf viel breiterem Gebiet denkbar ist. Daß man dabei erfährt, daß die einschneidendste Mundartgrenze nicht etwa zwischen Sur- und Sotsés verläuft, daß sie vielmehr durch den, einem Horst gleichenden, nunmehr in Ruinen liegenden Sitz der Herren von Marmels markiert wird, ist eine der reizvollen Überraschungen, die der Leser auch in diesem zweiten Teil des Buches noch öfters erlebt. Der Eindruck wäre vielleicht noch intensiver, wenn § 76 ss. etwas straffer gefaßt und die trennenden Züge nicht in einer langen Auf-

für die Schriftsprache normgebend angesehen wird, ist Mon doch eine kleine, abseits liegende Gemeinde, die in der Geschichte von Surmeir nie eine Rolle gespielt hat.

zählung, sondern in übersichtlichen Tabellen geboten worden wären. Sehr interessant und reich an wertvollen Einzelbeobachtungen sind auch die Kapitel über die Dorfmundarten von Sotsés, besonders der rechten Talseite der Albula von Alvagni bis Vaz. Zur Illustration der Unterschiede in den Dorfmundarten hätten hier vielleicht die Phonogrammaufnahmen der Universität Zürich im Jahre 1926 (für Alvagni, Vaz, Mon, Savognin, Marmorera) dem fernerstehenden Linguisten eine willkommene Ergänzung bedeutet.

Die rätoromanischen Mundartmonographien machen meistens vor der Morphologie Halt, so daß wir im wesentlichen immer noch auf die Arbeiten von Ascoli und Gartner angewiesen sind. Man ist deshalb der Verfasserin dankbar, daß sie den hier der Darstellung harrenden Fakta volle 40 Seiten widmet und so, wenn auch weniger die Lösung als die Aufrollung der Probleme anstrebt, für eines der wichtigsten Gebiete Bündens ein Material bereitstellt, das einem hoffentlich bald kommenden Bearbeiter der rätoromanischen Morphologie die Arbeit wesentlich erleichtert. Den hohen Wert des hier gebotenen Materials illustrieren wohl am besten die hübschen, der ungezwungenen Konversation abgelauschten Beispiele für die Entwicklung der unbetonten Personalpronomina (p. 192 s.). Überhaupt verdient die Notierung der Formen, ganz besonders auch der satzphonetischen, volle Anerkennung.

In einem abschließenden großen Kapitel versucht M. Grisch die Stellung des Surmeirischen innerhalb des rätoromanischen Gesamtbaus auch an Hand des Wortschatzes zu klären. Sie geht dabei in gleicher Weise vor wie Lutta, p. 327 ss., für die Mundart von Bravuogn, d. h. indem sie die lexikologischen Übereinstimmungen mit dem Engadin in einer, diejenigen mit der Surselva in einer zweiten, die rein surmeirischen Wörter in einer dritten Liste vereinigt. Auch diesem Kapitel sind 40 Seiten gewidmet. Die dabei gewonnenen Resultate sind gewiß sehr bemerkenswert und tragen viel dazu bei, das Bild über den Charakter dieser Mundartgruppe zu ergänzen; die aufgewendete Mühe steht aber hiezu, wie mir scheint, nicht in einem günstigen Verhältnis. Schon aus der reichen Fülle von Fußnoten, die zur Verhütung falscher Interpretation notwendig wurden, geht hervor, daß es schwer hält, an Hand des Wortschatzes größere Talschaften gegeneinander abzugrenzen.

Dem Wert eines Buches, das eine so reiche Fülle von Einzelbeobachtungen birgt, das überall bestrebt ist, nicht unbesenen alte Erkenntnisse auf ein neues Gebiet anzuwenden, sondern wagt, den Stoff nach eigenen Gesichtspunkten zu sichten und zu einem Gesamtbild aufzubauen, tut es keinen Abbruch, wenn ab und zu auch kleine Details einer kritischen Nachprüfung nicht standzuhalten

vermögen. So möchten denn auch die hier folgenden Einzelbemerkungen lediglich als Beitrag zur Klärung noch umstrittener Fragen oder ungenügend bekannter Details des Gesamträtoromanischen bewertet sein:

p. 17: Der Ausdruck « implosives *l* », dem ich hier zum erstenmal begegne, ist nicht klar; man darf bei Liquiden nicht von einer Implosion reden. Eine Beschreibung dieses *l* oder ein Hinweis auf dessen Verbreitung wäre nützlich gewesen, um so mehr als in den beiden Wortregistern keine Beispiele für *l* enthalten sind.

p. 25: Die Ansetzung eines *SAMBIVU* statt *SAMBUCU* scheint mir für die Erklärung von *sumbékf* nicht notwendig, da *f* sehr gut aus auslautendem *u* entstanden sein kann, wie *JUGU* > *ǵokf* oder *MUGU* > müst. *müf*.

p. 29: *štzrčǵyr* könnte lautlich wohl Ableitung von *EXTRAHERE* sein, doch paßt eine Abl. von *STRINGERE*, **STRICTORIU* semantisch besser.

p. 31: Zur Deutung von *gūlp* ist Ansetzung von *WOLF* + *VULPE* (wie schon Lutta, § 138 a vorschlägt) angesichts von Fällen wie eng. *gūš* < *VOCE*, *gūlpérz* < *VULPARIA* überflüssig. Es handelt sich hier einfach um Bilabialisierung des *v* vor betontem romanischem *u*.

p. 36: *CATTU* + *-USCULU* > *kzdǵščel* 'junger Hahn' statt **COTTU* (eng. *chöd*) ist der einzige sinnstörende Druckfehler, der mir auffiel. Er sei hier richtiggestellt, da das Etymon im Verzeichnis p. 273 fehlt.

p. 37: *suztǵr* < *SEQUITARE* 'einholen' verdankt das *ǵ* des stammbetonten *szeǵtǵ* eher der Einwirkung des semantisch viel näher liegenden und lautlich nicht schlechter passenden *SECUNDARE* > *suzndǵr*.

p. 39: Die Substitution von *SOMNIARE* durch **SIMILIARE* ist in Marm. ursprünglich wohl lautlich bedingt, da *t* dort zu *j* spirantisiert und später wieder redressiert wurde; wie bei dieser rückläufigen Entwicklung *limájǵ* (< *LUMACA*) zu *limátǵ* dürfte auch *siemjǵ*, *siemjǵr* zu *siemtǵ*, *siemtǵyr* hyperphonisch entwickelt sein, so daß die Anknüpfung an **SIMILIARE* erst nach vollzogener lautlicher Entwicklung erfolgt wäre.

p. 51: Die Konstruktion von Nebenformen zu einem gegebenen Etymon, um über lautliche Schwierigkeiten hinwegzukommen, ist immer problematisch. So scheint uns auch das verschiedene Resultat von *HEBDOMA* im Engadin gut auf dieselbe Form **HEBDINA* zurückzugehen; die Entwicklungsreihe ist etwa folgende: **EBDINA* > *ebdna* > *ed'na*. Von dieser Form aus erklären sich *évnz* wie *RETINA* > *réivnz* (in Guarda) und *émnz* wie *rémnz* (in Alvagni). Ja **EBDINA* dürfte auch für die Formen von Surmeir und Surselva

genügen, wenn man für *jamna* die gleiche Entwicklung wie für *emna* annimmt, und das -d- von surmeir. *emda* nicht auf das etymologische D, sondern auf einen sekundären Übergangslaut zwischen m — n zurückführt und den Schwund des zweiten Nasals als Dissimilation erklärt.

p. 59: In die verwickelt erscheinenden Palatalisierungsverhältnisse von c- vor a im Gebiet von Lantsch-Brinzouls-Surava kommt mehr Licht, wenn man zum Vergleich die Verhältnisse im Münsterthal herbeizieht. Auch dort erscheint neben *čadāinz*, *čadžādar* usw. *kalkčñ*, das zusammen mit einigen Fällen aus Eb. beweist, daß einst c vor a + l + Konsonant nicht palatalisiert wurde (cf. Schorta, *Müstair*, p. 70). Die von Grisch zusammengestellten Fälle beweisen, daß dieses Gesetz auf einem weiteren Gebiet Geltung hatte, wahrscheinlich im ganzen rätoromanischen Gebiet. Es bleiben für Lantsch noch drei Fälle mit ca + r + Konsonant: *CARNARIU, CARDONE, CARRICARE. Es muß also untersucht werden, ob das Gesetz nicht ursprünglich lautete: ca- vor Liquid + Konsonant bleibt als k erhalten. In diesem Falle wäre nur noch die Sonderentwicklung von *kčñāwl* abzuklären.

p. 63, N 8: Die durch Luzi für Lumnezia, Andiaast und Sumvitg notierten Diphthonge sind sicher alt, denn sie lassen sich bei der älteren Generation für ein etwas weiteres Gebiet feststellen und sind heute im Schwinden begriffen. Man nannte die Diphthonge in der Lumnezia, die sich in bezug auf ö und ī mit dem Schanfigg decken, « lungatg platt ».

p. 75: Der Übergang von velarem η aus a + n im Auslaut > m ist eine allgemein rätoromanische Tendenz, die sich in Vaz geradezu als Wucherung äußert. Die Vorstufe zu diesem sekundären -m dürfte in Scharans erhalten sein, wo -aun noch als -au^m (also mit velarem m) erscheint (cf. dazu AIS, Einführungsband, 31). Spuren der Labialisierung des η sind auch in der Surselva erhalten (cf. *čém* < cane bei der alten Generation in Degen [Lumnezia]).

p. 84: GINGIVA > *žunživz*. Die Velarisierung des i zu u ist eine Folge des Nasals (cf. DRG I, 269). Es handelt sich um die gleiche Entwicklung wie bei INFANTE > *unfant*, HIBERNU > *umviern* usw. In diesem Sinne ist auch § 66, p. 92 zu berichtigen.

p. 91: *mizirčñ* 'Majoran' zeigt nicht venetianischen Wandel von j > z, sondern ist Entlehnung aus schwd. *masaron* (cf. Schw.Id. 4, 446).

p. 97, N 3: *murtiñ* 'Butterbällchen' ist wohl kaum zu *murtiñz* 'Mäusedreck', sondern zu eng. *burlin* 'Butterballen' (Abl. von BURRA) zu stellen. Für b > m und umgekehrt, cf. Huonder, p. 9, N 2.

p. 118, Abs. 16: Die Erhaltung von ausl. -i der Endung -ium.

-icum in Beiva und Marmorera ist wohl nur scheinbar, da sowohl die Namensform *báivx* < BIVIVM als der Geschlechtsname *Loza* < *Luzi* in Marm. als Relikte, die der Regression trotzten, aufzufassen sind. Auch sprachgeographische Überlegungen, z. B. der Umstand, daß Eb. und Vm. die gleiche Entwicklung aufweisen und daß im Altoeng. Spuren davon ebenfalls feststellbar sind, sprechen dafür, daß auch in Beiva -ium zunächst zu -a und erst später wieder zu -i wurde.

p. 143: Das auffällige *věš* < VESTE gegenüber *věšprz* erklärt sich meines Erachtens als Sonderentwicklung der Maskulina von *E* + *st* im rom. Auslaut, ähnlich wie *fops* gegenüber *fóppz* in Riom, Riein, Falera usw. (cf. RN).

p. 151, N 6: Die Verfasserin hat sicher recht, wenn sie *mester Lurenz* nur wegen des auslautenden -z nicht als deutsches Lehnwort gelten lassen will, denn für -ENTIUM erscheinen schon im Altoeng. zahlreiche Namen auf -aints: *Lurainz*, *Gudainz*, *Vintschais* usw. Daß aber das Resultat -enč, -inč (aus der Gentilform auf -ENTI) in Bünden älter sein muß, beweisen die Formen *Gadient* < GAUDENTI (Familiennamen aus Trimmis), *Larient* < LAURENTI (cf. *Larientenhus* in Luzein), *Fient* < VIVENTIUS (Familiennamen aus Luzein).

p. 163: Beim Suffix -iciu wäre es empfehlenswert gewesen, -iciu und -iciu zu unterscheiden, da sich dadurch die als Ausnahme erwähnten *angulzděč* usw. als Resultate von -iciu erweisen, während *matzrěč* zu -iciu zu stellen ist.

Interessant ist der Suffixwechsel *čunčěsmx* — *šunčáynx* 'Klafter' in Vaz, ein neuer Beweis für die Verbundenheit dieser Mundart mit derjenigen von Schons (cf. Grisch, p. 171 s.), wo für 'Klafter' die Suffixvertauschung ebenfalls auftritt: *čunčez/z* (Calantgil), *čunčěfnx* (Mathon); cf. auch *čunkáibja* (Samnaun).

p. 165: Sursés *pušinz* ist wohl kaum von *púšx* 'Kosewort für Kälber und Kühe' abgeleitet, sondern von *piš* 'Urin'; cf. eng. *pišác* 'Gülle'. Der Wandel von *i* zu *u* wäre dissimilatorisch zu erklären wie in eng. *üşchöl* > *uschöl* 'Fensterladen' und **mürütsch* > *murütsch* 'Keller'.

p. 208: Die bis anhin vertretene Auffassung (zuletzt R. Schläpfer, *Die Ausdrucksformen für 'man'*, p. 157), das Engadin habe das Reflexivpronomen der 3. Person als unpersönliches Pronomen « man » angenommen, scheint mir irrig. Eng. *is disch*, *is fa* usw. ist dem it. *sì dice* nicht gleichzustellen, sondern läßt sich sehr gut aus altem UNUS durch Fall des N vor s (cf. INSIMUL > *isembel* usw.) erklären. Der Wandel des unbetonten ū zu *i* und *a* ist in seinen Einzelstufen nicht abgeklärt, und es bleibt zu prüfen, ob *i* als ent-rundetes ū aufzufassen ist (cf. dazu Pult, *Sent*, § 161; Schorta,

Müstair, § 98) oder, was mich wahrscheinlicher dünkt, sekundär aus α -restituiert wurde.

p. 211: Interessant für die Konjugation von ESSERE ist, daß die Analogieform der 6. Person *en* (stätt *sun*) nach der 3. Person *e(s)* usw. auch in Zernez auftritt (cf. dazu auch *AIS* I, 76, P. 19). Es handelt sich hier um eine ganz spontane Analogiewirkung, die sich trotz des nun seit 400 Jahren im Engadin wirkenden Zwanges der Schriftsprache durchzusetzen vermochte. Der Fall des -s der 3. Pers., wie er nach den Aufnahmen von Luzi für Sent, Sta. Maria und Fuldera belegt ist, läßt sich in ganz Eb. nachweisen, jedoch nirgends als durchgehende Erscheinung, sondern immer satzphonetisch bedingt.

p. 223 unten: Hier werden Formen, die aus Zernez stammen, nach Zuoz lokalisiert: *yow ué* ist in *yow nê* (EGO INDE HABEO) zu verbessern.

p. 225: Der Typus DE-APERIRE > *dzrvêkr*, der für Mittelbünden charakteristisch ist, erscheint als *drivir* auch in Zernez und dürfte auch der Form *rivir* von Eb. und Val Müstair zugrunde liegen (der Abfall des *d* vor *r* ist eine in Eb. häufige Erscheinung, cf. *rumanzar* < *drumanzar* 'einschlafen', Müstair *rêl* < *drêl* 'recht' usw.).

p. 228 ss.: Auf die Problematik der Abgrenzung des Wortschatzes ist schon oben hingewiesen worden. Grisch selber ist sich derselben voll bewußt (cf. p. 228 unten). Es sollen deshalb im folgenden nur einige wenige ergänzende Hinweise und Berichtigungen gegeben werden: Das Wort *pitschen* für 'klein' (p. 230) war allgemein bündnerisch. Es erscheint in den altsurselvischen Texten sehr häufig (cf. Gabriel, *NT*, Mathäus 5, 18; 11, 11 usw.), ebenso in Flurnamen (*Lag petschen*, Mustér; *Val petschna*, Trun usw.) und ist auch bei Muoth, Camathias usw. häufig. Den ältesten urkundlichen Beleg liefert der Hofname *Palatzi pitzchen* in Chur Ende des 14. Jhs. Die surselvisch-sutselvische Form *pign*, f. *pintga*, dürfte also ziemlich jung sein. — Die Gegenüberstellung von *pzvlâr* (Engadin-Surmeir) — *pzrvê* (Surselva, p. 232) wird durch die Form *pro-velsâdâr* 'Futterknecht' von Müstair als junges Resultat einer noch nicht untersuchten Überschiebung erwiesen. *pzšantâr*, das nach Grisch (p. 232, n. 6) Surmeir mit der Surselva verbindet, ist ebenfalls in Val Müstair erhalten (*pašáintâr*), so daß also das junge *pzvlâr* eine allgemein rätoromanische Schicht *parver* 'füttern', *paschantar* 'weiden lassen' teilweise überdeckt, teils verschoben hat. — *zn-driäšâr* 'nachfragen, nachprüfen' (p. 237) ist als *indrešir* in verwandtem Sinne auch im Engadin verbreitet, so daß es einmal wohl auch im Surmeir vorhanden gewesen sein muß. — Auch *bréiğz* 'Mühe', das altuengad. *brája* lautete und wegen Homonymie mit *brájz* 'Hosenschlitz' < BRACA unterdrückt wurde, muß auch im Sursés einmal bestanden haben. — *Schmerscher* (*šméržar* p. 237)

ist auch in der Surselva bekannt, jedoch fast ausschließlich in der Bedeutung 'erfallen, vom Vieh', cf. Vieli, *Voc.*: *smerscher* 'zugrunde gehen'. — *pīz* adv. 'also' (p. 238), altoeng. *poeja* usw. lebt heute noch in Vna. als *pōz* weiter. — Als hübsches Beispiel für die Erhaltung eines Reliktes in einem weltabgeschiedenen Dörflein Mittelbündens sei *kridār* 'weinen' (p. 240) erwähnt, das in Calantgil noch weiterlebt, während es im übrigen Schons fast ganz durch *dar īs* verdrängt ist. — *dzrzčér* 'heftig regnen' (p. 240) ist im Engadin verbreitet und von *rxtsár* 'gewitterhaft, mit Unterbrüchen regnen' begrifflich allgemein getrennt. Auch *lōtsz* (p. 240) kennt man in Eb. allgemein. Ähnliche genauere Festlegungen des Verbreitungsgebietes sind für *kzlčqwl* (p. 242), *čvītūns* (p. 243), *far ždráčz* (p. 254), *běšt* (p. 255), *damáy* (p. 245), *ǵi* (p. 261), *pzrdért* (p. 262), *čzrzár* (p. 263) u. a. m. möglich; doch handelt es sich hier meist um Details, die erst in einer größeren Arbeit über die sprachgeographische Struktur des rätoromanischen Wortschatzes an Bedeutung gewinnen würden.

Dank den ausgezeichneten Arbeiten von Martin Lutta und Mena Grisch sowie der Dissertation von J. Luzi sind wir nun über die Mundarten des Hinterrheingebietes ebensogut, wenn nicht besser, unterrichtet, wie über die Mundarten des Engadins. So konzentrieren sich die Wünsche des rätoromanischen Linguisten immer mehr auf eine umfassendere Arbeit über die Phonetik, Morphologie und Lexikologie des Surselvischen, dessen interessante Sonderstellung im Kreise der rätoromanischen Idiome seit Huonders *Vokalismus der Mundart von Disentis* (1908) nicht mehr untersucht worden ist.

Chur.

Andrea Schorta.

★